Cagliostriana.

Novellette

aus Herzog Friedrichs von Württemberg Zeiten.

Friederich von Zollern.

Geschichtliche Novelle

aus dem 15ten Jahrhundert.

Von

Carl Theodor Griesinger.

Stuttgart.

Verlag der Griesinger'schen Verlags- u. Antiquariatshandlung.

1844.

Cagliostriana.

Historische Novellette.

I.

Es war im Januar des Jahres 1606.

Zunächst dem Marktplatze von Stuttgart stand ein kleines Häuschen. In der niedrigen, getäfelten Stube, die matt von einer Lampe erleuchtet war, saßen zwei Frauenspersonen. Die Eine mochte wohl fünfzig und noch mehr Jahre zählen, denn ihre Wangen waren eingefallen, und auf der Stirne und um den Mund mit den farblosen Lippen hatten sich reichliche Runzeln gelagert. Die Andere zählte jedoch kaum zwanzig. Es war ein frisches Gesicht, dem man die fröhliche Unschuld in den leuchtenden Augen ansah, so wie man es häufig in Schwaben trifft. Die Frauen saßen stille und arbeiteten emsig darauf los; nur manchmal erhob sich die Jüngere, um nach dem Feuer im Ofen und der dampfenden Suppe, die in der Bratkachel warm erhalten wurde, zu sehen, denn der Winter war gar kalt, und draußen stürmte und schneite es, daß Einem ganz wohl war im heimlichen warmen Stübchen. Und nie versäumte sie es, am Fenster vorbeizugehen, und einen halben Blick hinauszuwerfen, als erwartete sie Jemanden da zu sehen.

„Wo er nur heute so lange bleiben mag," seufzte sie leise vor sich hin.

„Höre, Margarethe, es ist schon spät," sagte jetzt die Alte, „Du kannst immerhin den Tisch decken und das Nachtessen bereiten; denn Martin kommt wohl heute nicht mehr, und wenn er kommt, ei so mag er haben, was übrig bleibt.'

„Aber, liebe Frau Muhme, meinet Ihr nicht, wir sollten noch ein Weilchen warten," antwortete die Kleine, „Martin kann ja abgehalten worden seyn im Dienste."

Die Alte war stille, und man hörte eine geraume Zeit nichts mehr als den Wind draußen und das Knurren der Spindeln, die die Beiden fleißig drehten.

Jetzt hörte man schnelle Fußtritte. Die Thüre ward schnell geöffnet, und ein Mann in der Tracht der Söldner von damals stand vor den beiden Frauen. Sein Koller war ganz weiß von den Schneeflocken, die der Wind darauf geweht, und von seinem glühenden Gesichte herab träufelte das Wasser. Die Jüngere der beiden Frauen aber hatte nicht Zeit gehabt, darauf zu achten, denn sie lag längst in seinen Armen und küßte ihm Wangen und Mund.

„Wie magst Du nur auch so thöricht seyn, Margarethe," rief jetzt die Alte. „Siehst Du denn nicht, daß er vom Schnee ganz durchnäßt ist, und daß Du Dir Deine Kleidung beschmutzest? Pfui doch, was sind doch die jetzigen jungen Leute für närrische Kunden! Kennen sich schon seit Jahren, und thun noch so kindisch, als hätten sie sich eben erst gefunden! Hurtig, Margarethe, das Essen wäre fast kalt geworden ob dem trägen Martin; und jetzt wird er Hunger haben, und vom Küssen wird man nicht satt."

Der junge Mann schob jetzt die liebkosende Margarethe sanft von sich, hieng seine Soldatenmütze an den Nagel, schüttelte sich das Wasser aus den braunen Locken und den Schnee vom Kollet, gab der Alten freundlich die Hand und setzte sich an den Tisch, den Margarethe einstweilen mit reinlichem weißen Tuche bedeckt hatte. Das junge Mädchen war jetzt eben so geschäftig im Essenauftragen als vorhin im Küssen.

„Wo bist Du denn so lange gewesen, Martin?“ fragte Margarethe, als die frugale Mahlzeit beendigt war, und der Ton war noch vorwurfsvoller, als der Inhalt der Frage.

„Nun, wo wird er gewesen seyn?“ erwiederte die Alte, dem jungen Söldner die Haare aus der Stirne zurückstreichelnd, „im Dienste des Herzogs; da brauchst Du nicht lange zu fragen. Wer andern Herren dient, ist nicht sein eigener Herr, und fast kommt mir's vor, als ob's immer ärger wäre, je höher man steigt; als Gemeiner, da hatte der Martin viel mehr freie Zeit, denn jetzt, da er doch Waibel ist.“

„Diesmal, Mutter, könntet Ihr Euch doch irren,“ sagte Martin lächelnd; „diesmal war ich in eigenen Diensten. Wißt Ihr denn nicht,“ fuhr er ernsthaft fort, „was es heute gegeben hat?“

„Nun und was denn?“ fragten Beide zu gleicher Zeit. Der Martin aber winkte wie geheimnißvoll mit dem Finger.

„Ach, der Herzog wird auf der Jagd gewesen seyn, und wieder einen Wilddieb erstochen haben,“ meinte die Alte.

„Und Du warst vielleicht auch dabei, im Schönbuch, bei dem Förster, der die schöne Tochter hat, von der Du mir schon erzähltest,“ schmollte Margarethe.

„Nichts davon,“ antwortete Martin; „etwas ganz Anderes. Es ist Einer wiedergekommen.“ Diese letzten Worte sprach er nicht, ohne scheu um sich zu sehen. Der Frauen Neugierde war nun auf's Höchste erregt, und sie ließen nicht nach, bis sie Alles wußten, was Martin wußte. Das Gespräch war bald im Gange, und die Frauen schienen vor dem Einen, wie ihn Martin so eben genannt, aus Furcht seinen Namen laut auszusprechen, eben so großen Respekt zu haben als der junge Soldat.

„So viel ist gewiß," sagte Martin, „Gold machen kann er. Umsonst giebt ihm der Herzog nicht das viele Geld, umsonst hat er ihn nicht im Wälschland reisen lassen, und hielt ihn wie einen Fürsten; umsonst hat er ihm nicht das neue Haus neben dem Lusthause eingeräumt und im Lusthause selbst eine eigene Werkstätte. Was aber in dem Hause des Meisters selbst zugeht, das kann Niemand sagen; das jedoch ist sicher, daß er dort mit Geistern Zwiegespräche hält, die ihm unterthan sind."

„Ja, wenn uns der ein Bischen Gold machte!" seufzte Margarethe; „da wäre uns bald geholfen." Und dabei überzog hohe Röthe ihr Gesicht.

Der junge Soldat machte eine sehr ernsthafte Miene, zog rasch die rothen Gardinen am Fenster noch fester zusammen, damit kein fremder Lauscher seine Neugierde befriedigen könne, und schob seinen Sessel dicht zwischen die beiden Frauen hinein. „Hört," sagte er, „ich will euch ein Geheimniß anvertrauen, aber Ihr müßt schweigen, wie das Grab. Der Herzog wird Ihm, Ihr wißt schon, wen ich meine, eine eigene Wache geben, so hoch ehrt er ihn. Seht, da will ich suchen, daß ich mit dazu commandirt werde. Unsres Hauptmanns Fürsprache hat mich zum Waibel gemacht, und nun soll sie mir nur noch diesmal nützen. Mit Ihm will ich bald bekannt seyn, und da müßt's doch mit dem Teufel zugehen, wenn ich's nicht so einfädeln könnte, daß ich Etwas von dem Geheimniß erführe. Und dann muß er mir Gold geben, weil ich das Geheimniß auch weiß, und wir lösen das Gütchen der Margarethe wieder aus, und sind glücklich auf immer."

Eine lange Pause entstand. Margarethe schmiegte sich enger an den Geliebten; die alte Mutter aber schüttelte mit dem Kopfe und meinte: „Ehrlich währt am längsten.

Wer Gold machen kann, der hat's in jedem Fall mit dem Teufel zu thun, und eine Sünde ist's, auch nur das Geheimniß davon zu besitzen."

Es ward nun noch Verschiedenes gesprochen; die Rede drehte sich aber meist um den alten Text. Denn der Martin und die Margarethe waren ein junges Liebespärchen, das gar zu gerne geheirathet hätte. Das kleine Gut aber, das Margarethe von ihren Eltern geerbt, war tief verschuldet und in der Gläubiger Händen. Die alte Reichenbacher aber, die ihr Pathenkind zu sich genommen, hatte selbst gar Nichts oder blutwenig, so daß sich die Frauen durch Spinnen das Leben fristeten, der Sohn aber als des Herzogs Söldner sein Brod verdiente.

Es war schon spät geworden, und der Nachtwächter hatte zehn Mal in's Horn gestoßen, da erhob sich Martin und sagte gute Nacht. Die Frauen meinten, es riefe ihn der Dienst. Noch ein Händedruck der Mutter, noch ein Kuß der Geliebten, und die Hausthüre schlug hinter ihm zu. Die beiden Frauen legten sich zu Bette. Der Soldat aber schritt rüstig in die Nacht hinein; denn weder Dienst noch Schlaf riefen ihn in sein Quartier.

II.

Wer eigentlich der von Mühlenfels sey, von dem Martin im ersten Kapitel so geheimnißvoll gesprochen, wußte Niemand zu sagen. Nicht einmal sein Alter wußte Einer genau anzugeben. Diesem erschien er wie ein Jüngling, so frisch war sein Aussehen, so kräftig seine Gestalt, so rasch seine Muskelbewegungen; Jener hielt ihn für einen Greis, so ernst war sein Aeußeres, so gemessen sein Betra-

gen, so ehrwürdig sein Angesicht. Kaiser Rudolph hatte ihm den Adelsbrief gegeben, weil er die Kunst ihn lehrte, schußfrei zu machen. Ueberall war er gewesen; in allen Landen erscholl sein Name. Der Herzog Friedrich von Würtemberg hielt solche Namen gar hoch, und keiner war ihm mehr werth, als der Stand der Alchymisten. Der von Mühlenfels verstand aber, wie allgemein bekannt, die Goldmacherkunst, wie kein Anderer, und darum zog ihn Friedrich an seinen Hof, damit er ihm Gold mache, dessen er viel bedurfte. Und der Herzog verschwendete viel Geld an ihn, und ließ ihn reisen in ferne Lande, nach Italien, nach Frankreich und nach Spanien, wo die Mauren gelebt mit ihren geheimen Wissenschaften, damit er sich die nöthigen Mittel sammle zur Auflösung des großen Geheimnisses. Heute war er wiedergekehrt von der großen Reise, und alles Volk lief zusammen, denn von Reisigen begleitet führte er einen großen Wagen mit, der gleichsam wie ein mächtiger Kasten erschien auf einem Rädergestell, denn er war ringsum verschlossen, und Niemand konnte erfahren, was darin verborgen war. Das Volk aber munkelte von Zwergen und Geistern, die er sich eingesperrt halte, damit sie ihm alle Geheimnisse der Natur verriethen. Er hatte bei seiner Ankunft seine alte Wohnung wieder bezogen, neben dem Lusthause; es schien aber nicht, als ob er es anders machen wollte denn zuvor, denn Alles war fest verschlossen und verwahrt; durch kein Fenster konnte man sehen, was innen vorgieng; hier herrschte ewige Nacht, und wenn nicht oft der Lärmen innen bewiesen, daß das Haus bewohnt sey, man hätte glauben müssen, es sey eine verlassene Wohnung.

Der junge Soldat eilte durch die engen Gassen, die das helle klare Mondlicht kaum so viel erleuchtete, daß man

die Häuser von einander unterscheiden konnte. Unwillkürlich zog es ihn hin zu dem Lustschlosse, zu dem Gebäude, wo der Hofalchymist wohnte. Hatte er nicht als Junge vor Jahren schon so oft dieses Haus bewacht mit Argusaugen, als müßte daraus sein künftiges Lebensglück hervorgehen! Lag nicht damals ein geheimnißvoller Zauber für ihn in dem Rauche, der allnächtlich dem Lustschlosse entstieg, weil der Herzog mit dem Goldmacher arbeitete! Schien ihm nicht damals der Alchymist ein höheres Wesen zu seyn, das erhaben über die menschlichen Bedürfnisse des Essens, Trinkens, Schlafens gleichsam nur als verkörperter Geist die Erde bewohne! Er holte die alten Träume wieder aus dem Gedächtniß hervor, wo sie so lange geschlummert hatten, er wollte einmal wieder träumen und glücklich seyn. Alles rings umher war still und todt, nur der Nachtwächter schlich noch in seinem Schaafspelz umher; kein Lichtchen brannte mehr, die ganze Stadt war wie eine Stadt der Todten. Sollte wohl im Hause des Goldmachers auch Alles schlummern! Hatte er ja doch sonst die Nacht zum Tage gemacht! Aber Alles war fest verschlossen und kein Lichtschimmer drang durch die Fenster. Und dennoch schien es ihm, als hörte er innen manchmal Stimmen, als giengen Thüren auf und zu. Aber alsbald war's immer wieder still, wie im Grabe. Nur im Lusthause mußte noch Leben seyn; denn der Rauch stieg stolz und gerade hinauf aus dem Schornstein dem bleichen Mond entgegen.

„Ei," dachte der junge Krieger, „hat also die Arbeit schon wieder begonnen? Gleich am ersten Tage der Ankunft? Wer da dabei seyn dürfte! Wer da mitgewinnen dürfte! Ist mir's doch nicht des schnöden Goldes wegen! ich möchte ja nur so viel, daß ich die Margarethe heirathen könnte!"

Leise gieng er um das Lustschloß herum, ob nicht

Etwas zu erspähen sey, aber das Laboratorium war in einem Gewölbe des innern Schlosses angelegt, und kein Fenster, kein Luftloch führte nach Außen. Martin setzte sich auf einen Stein und überließ sich seinen Träumereien. Bald wäre er eingeschlafen, wenn ihn nicht plötzlich ein Geräusch geweckt hätte. Es war ihm, wie wenn man eine Thüre öffnete, die sich schwer in den Angeln dreht, und in der That öffnete sich auch eine kleine Thüre des Lustschlosses, welche man im Mondschein kaum bemerkt hätte, und ein Mann trat heraus, tief in einen Mantel gehüllt, und er schloß die Thüre wieder hinter sich.

„Den Teufel auch," dachte Martin, „das ist ja des Herzogs Geheimthüre, durch die Niemand passiren darf, als er selbst."

Und rasch stand er auf, und näherte sich der Gestalt. Er wußte nicht, sollte er sie anreden oder nicht. Oder sollte er sie gar aufhalten, wie einen Dieb in der Nacht? Aber könnte es nicht vielleicht der Herzog selbst seyn? — Die Gestalt im Mantel gieng rasch auf das Haus des Alchymisten zu, pfiff leise dreimal wie eine Rohrdommel, und ein Fenster öffnete sich und eine sanfte Stimme sprach: „Mein Federico! bist Du es! mein Federico!" Und schnell ward die Thüre geöffnet und schloß sich eben so schnell wieder hinter dem im Mantel. Weiter ward nichts mehr gehört.

„Sollte es wohl der Goldmacher gewesen seyn," sagte Martin leise vor sich hin, „dem vielleicht der Herzog den Geheimschlüssel gegeben?" Denn als Söldner des Herzogs war ihm, der so oft die Wache im Lustschlosse gehabt, gar wohl bekannt, daß diese Thüre allein für den gnädigsten Herrn da sey. Aber jetzt richtete er sein Auge auf das Lustschloß und der Rauch stieg immer noch lustig empor;

der Goldmacher konnte es also wohl nicht gewesen seyn, denn der arbeitete noch im Laboratorium.

Noch lange wartete Martin, aber Nichts ließ sich hören und sehen. Doch jetzt schlug es 12 Uhr, und er mußte die Wachen ablösen lassen. Schnell eilte er von dannen.

III.

Etwa zwei Monate später stand Martin im Vorsaale des Hauses des von Mühlenfels. Der Herzog hatte dem Letzteren eine eigene Schutzwache gegeben, und den Martin Reichenbacher, seinen Waibel, zum Anführer derselben bestellt. Einer Schutzwache bedurfte der von Mühlenfels auch gar wohl, denn das Goldmachen kostete gar viel Geld, und das viele Geld mußte das Land zahlen. War ja sogar der Martin übel angesehen, weil er ihn beschützen sollte als Ehrenwache! Aber Martin achtete dessen nicht. Der Mann, für den er wachen sollte, stand ja wie ein Freund zum Herzog, ja mehr noch, wie ein Vater! Und mußte er nicht selbst zur größten Ehrfurcht gezwungen werden, wenn er die ernsten edlen Züge des Goldmachers betrachtete, wenn er seine Gespräche mit anhörte, die wie lauter Weisheit klangen, die aus der andern Welt kommt? Martin verehrte den Alchymisten wie ein höheres Wesen, und sein größter Wunsch war, in eines der Geheimnisse eingeweiht zu werden, von denen der Goldmacher sprach, als wären sie nur eine Kleinigkeit.

Martin hatte schon lange im Vorsaal gewartet. Er sollte den von Mühlenfels auf sein Schloß Neidlingen begleiten, das ihm der Herzog geschenkt hatte. Aber der Alchymist ließ sich nicht sehen, und die bestimmte Zeit war längst um. Jetzt vermeinte er, in einem entfernten Zimmer Stimmen zu hören. Es war, als ob zwei Personen

in Streit mit einander wären. Die Stimmen wurden zuletzt immer lauter, und man konnte deutlich vernehmen, von was die Rede war.

„Und ich trete sie nicht ab," rief die eine Stimme, „und wenn der Teufel selbst gegen mich wäre."

„Und wenn nun der Herzog es verlangte?" antwortete gedämpfter die zweite Stimme, welche Martin sogleich, trotz des zornigen Tons, den er sonst nie gehört, für die des Alchymisten erkannte.

„Der Herzog?" lachte der Andere laut auf; „ja freilich ists der Herzog; meint ihr denn, ich wüßte nicht, wem ihr sie verkuppeln wollt? Freilich, die edle Goldmacherkunst kann nicht allein fesseln, es müssen auch süßere Bande da seyn, damit man den hohen Herrn ganz in der Gewalt habe! Und da wolltet ihr also, mein ehrwürdiger Herr, da wolltet ihr wohl gerne dem Herzog es beibringen, wie ich und mein Freund ganz überflüssig im Herzogthume! Man könnte da zwei Fliegen auf einmal schlagen! Nicht übel erdacht! Wie wär's nun aber, wenn ich dem Herzog das Stückchen erzählte mit den 6000 Ducaten dessen von Stein! Wenn ich ein Paar Mährlein auftischte von dem Treiben dessen von Mühlenfels, und wie er seines Herrn Geld verthan im Ausland! Meint ihr, die schöne Giulietta werde euch da schützen vor des Herzogs Zorn? Und wem gehört denn diese Giulietta?" fuhr er mit immer steigendem Zorne fort; „Euch etwa? Ja freilich! sie ist ja eure Freundin und Schwester! Warum nicht lieber Gattin, oder Tochter? Mir gehört sie, mir hat sie gehört im italischen Lande, und noch weiß ich nicht, wie ihr zu ihr gelangt seydt: aber das weiß ich, mein soll sie seyn fortan, und mit mir ziehen in's schöne Ungarland, wenn wir einst wieder heimwärts lenken." Erschöpft hielt er inne.

„Ihr ras't, edler Ritter," antwortete der Alchymist mit fast erstickter Stimme. „Würdet ihr mit dem Herzog sprechen, er würde euch keinen Glauben beimessen. Und wer will denn euch," lenkte er plötzlich ein, „wer will denn euch die Giulietta rauben? Wenn ihr einmal in die Heimath zieht, ihr sollt sie haben, sobald sie selbst will. Aber bis dahin, ist sie nicht sicherer unter meinem Dache, als anderswo, wo sie den Blicken der Menschen blosgestellt wäre?"

„Genug," unterbrach ihn der Erstere, „laßt die Worte; ihr wißt, ich kenne euch. Allein es sey so, wie ihr sagt. Fangt mit dem Herzog an, was ihr wollt, zieht ihm das Gold aus den Taschen und den Herrscherstab aus den Händen, aber Giulietta sey mein, und nicht des Herzogs. Habt ihr mich verstanden? Und nun gehabt euch wohl, Edler von Mühlenfels," setzte er spöttisch hinzu, „und bedenkt, daß ich verschiedene Dinge erzählen kann, und daß mein Freund Michael auch hier lebt, der zwar kein Gold macht, aber doch weiß, was es damit für eine Bewandtniß hat."

Rasch ward die Thüre aufgerissen und an Martin vorbei schritt stolz der Ritter Prosh, ein edler Ungar, der in Begleitung des Michael Sandigovius, Secretärs des Kaiser Sigismund, eines Mannes von hoher Weisheit und seltenen Kenntnissen, absonderlich in der Medicin und Chemie, am Hofe des Herzogs Friedrich sich aufhielt.

Es stand nicht lange an, so trat der von Mühlenfels heraus. Sein Gesicht verrieth auch nicht die geringste Spur der Leidenschaften, die so eben in ihm gestürmt. Es war dieselbe Glätte, derselbe Ernst, dieselbe Ruhe, dasselbe forschende Auge, wie sonst.

„Du hast lange gewartet, mein Sohn," sprach er den Martin an. „Es ist jetzt nicht mehr an der Zeit, wir wollen den Ritt auf Morgen verschieben. Geh', mein Sohn!"

Martin wandte sich zur Thüre, doch der Alchymist rief ihn sogleich zurück.

„Höre, mein Sohn,“ sprach er und sein Auge ruhte wie eingewurzelt auf ihm. „Du möchtest gern eingeweiht werden in die Geheimnisse der edlen Kunst, deren Meister ich mich nenne. Die erste Regel, welche die alten Philosophen ihren Schülern gaben, war die: zu schweigen. Fünf Jahre mußten des Pythagoras Schüler schweigen, ehe sie die erste Stufe errangen. Kannst Du schweigen, mein Sohn? — Antworte mir nicht; ich weiß, was Du sagen willst. Was Du auch hören wirst, was Du auch gehört hast,“ fuhr er mit erhobener Stimme fort, und sein Auge nahm dabei einen so grauenvollen Blick an, daß Martin fast bestürzt zurückwich, „lerne schweigen.“ Und mit diesen Worten nahm der Meister einen kleinen Ring vom Finger, und überreichte ihn dem Martin. „Ich weiß,“ fuhr er sanft fort, „Du liebst ein Mädchen, gieb ihr den Ring, es ist ein Sprüchlein drein gegraben, und so lange ihr das Sprüchlein im Sinne bleibt, so lange bleibt sie Dir treu, und wär's zum Tode.“

Martin gieng, und er wußte nicht, sollte er den Alchymisten mehr verehren oder mehr lieben. Jetzt, meinte er, sey die Bahn gebrochen und nun würden ihm die Geheimnisse nicht mehr lange verborgen bleiben. Die Geliebte aber freute sich über das Ringlein, daß ihr die hellen Thränen über die Wangen liefen. Die alte Mutter jedoch schüttelte den Kopf und meinte: ehrlich währt am längsten.

IV.

Wiederum war es ein Paar Monate später. Der von Mühlenfels hatte die höchste Stufe der Macht erreicht, die

er erreichen konnte. Unter den Leuten ließ er sich wenig sehen. Ganze Nächte hindurch arbeitete er im Lustschlosse mit dem Herzog; und über das ganze Wesen und Treiben war ein dichter Schleier des Geheimnisses gezogen, den nicht einmal die am Hofe zu lichten vermochten. Das Volk aber, wenn es den Rauch aus dem Schornsteine des Laboratoriums aufsteigen sah, sagte: „der Herzog und sein Goldmacher sind wieder beisammen.“ Des Herzogs Goldmacher aber war bald mehr denn der Herzog selbst, denn er beherrschte diesen und den ganzen Hof von seinem Laboratorium aus. —

Im Schlosse Neidlingen gieng's hoch her. Der edle Michael Sandigovius mit seinem Freunde, dem Ritter von Prosh und seinem übrigen Gefolge wurde dort von dem von Mühlenfels bewirthet. Der Schmaus dauerte bis an den Abend, und viele Becher des edelsten Rebensaftes wurden auf das Wohl des Herzogs und des freigebigen Gastgebers geleert. Gegen Abend hatte sich dieser auf sein Zimmer im obern Stockwerke zurückgezogen; die unten im Bankelsaale aber zechten fröhlich fort und ließen sich durch die kaum bemerkte Abwesenheit des Hausherrn nicht stören. Die gellenden Hallos und jubelnden Trinksprüche der fast trunkenen Zecher tönten bis oben hinauf; doch der von Mühlenfels bekümmerte sich wenig darum. Mit großen Schritten gieng er im Zimmer auf und ab, und nur manchmal zuckte es wie ein Blitzstrahl der Freude über sein strenges Gesicht, wenn er die unten neu aufjubeln hörte.

„Zecht nur und jubelt nur,“ sagte er zu sich selbst, „ihr könnt mir nicht mehr entrinnen. Ihr oder ich! Der Herzog ist mein, die Herzogin ist mein, der Landhofmeister ist mein, — sollte ich das Eisen wegwerfen, während es gerade warm ist! Noch ist die Zeit nicht gekommen. Was ich mühsam

gesät, will ich ärndten. Frei will ich herrschen, ohne Angst vor Verrath. Der Michael und der von Prosh müssen dran, so oder so." — Er rief einen Diener.

„Hole den Reichenbacher, aber stille, ohne Aufsehen."

In wenigen Minuten stand Martin vor dem Alchymisten, dieser aber saß im Lehnstuhl, wie vertieft in Gedanken, und seine Züge waren fast väterlich-mild.

„Martin," begann er, „ich habe Dich lange geprüft, und würdig befunden, daß Du eingeweiht werdest in das Geheimniß der edlen Kunst, welche Thoren die schwarze nennen. Ich will Dich zu meinem Schüler annehmen und Du sollst mein Erbe seyn. Ich werde mit dem Herzog sprechen, unserm allergnädigsten Herrn, meinem größten Schüler, und er wird mir die Bitte nicht abschlagen. Doch nicht mein Diener, mein Sohn sollst Du seyn. Willst Du mir jetzt noch einen Dienst erweisen?"

Martin war ganz hingerissen von der Güte des Goldmachers, und wollte zu seinen Füßen sinken, doch dieser schloß ihn liebend in seine Arme.

„Zum letzten Male sollst Du heute Deine Pflicht thun als Söldner des Herzogs und meine Schutzwache. Hier ist ein Befehl des Herzogs," und damit zog er ein Pergament aus dem Busen, „sieh hier des Herzogs Namenszug und Pettschaft; die ungarischen Herren mit ihrem ganzen Gefolge müssen verhaftet werden, und zwar zur Stunde, so ist es der Wille des Herzogs, unsers gnädigsten Herrn."

Martin staunte. Der Michael Sendigovius war bisher hochgeehrt am Hofe des Herzogs und ein Freund des von Mühlenfels. Und wie er diesem ins Antlitz sah, so schien es ihm, als ob auch dem Alchymisten der strenge Befehl unerwartet und hart däuchte, denn seine Züge waren fast schmerzlich und im Auge glänzte eine Thräne. —

Die unten im Saale lärmten noch vor Freude und Trinklust. Sie hatten ihre Schwerter an die Pfosten in den Säulen aufgehängt, und dachten nicht an Ueberfall. Nur der von Prosh hatte das seinige nicht abgeschnallt. Martin drang mit den ihm untergebenen Söldnern in den Saal; ein wirrer Lärm entstand, aber bald waren die wehrlosen, halbtrunkenen Zecher übermannt. Doch der von Prosh wehrte sich wie ein Rasender. Zwei Söldner schlug er nieder, und bald hatte er sich einen Ausgang erzwungen. Er eilte in den Stall und das nächste Pferd besteigend, sprengte er von dannen. Nun erst, als die Uebrigen schon gebunden in's Gefängniß des Schlosses gebracht waren, merkte man, daß er entkommen sey.

Als Martin dem von Mühlenfels Bericht abstattete, überzog große Freude sein Antlitz, doch als er erfuhr, wie der von Prosh entkommen, war die Freude urplötzlich in Ernst und Zorn verwandelt. Bald faßte er sich und setzte sich hin und schrieb. Den Brief übergab er dem Martin. „Es ist ein Schreiben an den Herzog," sagte er, „nimm das beste Roß aus meinem Stalle; zwei Reisige mögen Dich geleiten; reite was Mann und Roß vermögen. Frage nach Giulietta, und übergieb ihr das Schreiben. Der Herzog bekommt's so bälder, denn um diese Zeit läßt man Dich nimmer ein im Schlosse. Eile und spute Dich."

In wenigen Minuten saß Martin zu Roß und sprengte der Residenz zu.

Und als es tief Nacht geworden war, da trat eine Gestalt in das Gefängniß des gebundenen Ungarn und seines Gefolges; und die Gestalt war die des von Mühlenfels. Und er sprach lange angelegentlich mit dem edlen Michael, und erzählte ihm von Georg Hanauer, und Heinrich Neuschler, und Peter Montanus, und wie sie der Her-

zog habe gefangen genommen und auf der Folter gezwungen, ihm ihre Geheimnisse alle zu offenbaren und dann an den eisernen Galgen gehängt auf der Galgensteige bei Stuttgart. Und er zeigte ihm eine Eisenstange, die schlecht in der Mauer befestigt war, und dann sprach er kein Wort mehr. Am Morgen aber, als die Hüter in das Gefängniß traten, da war das Gefängniß leer und die Vögel ausgeflogen. Nur das durchbrochene Eisengitter zeigte, wie sie entkommen.

Der von Mühlenfels freute sich doppelt. Sein Nebenbuhler war entfernt, und hatte alle seine kostbaren Habseligkeiten zurückgelassen.

V.

Martin Reichenbacher und seine Begleiter ritten, so schnell die Pferde es aushalten konnten; aber der Weg war weit und vor Mitternacht konnten sie Stuttgart nicht erreichen. Es war eine sternhelle Juninacht. Kein Laut ließ sich hören; die ganze Natur war in tiefes Schweigen begraben. Nur einmal schien es ihnen, als hörten sie Hufschlag vor sich, und ein ander Mal kam es ihnen so vor, als ob ein Reiter sich vor ihnen hinter das Gebüsch am Wege verborgen hätte, bis sie vorübergezogen; aber sie hatten Eile, und konnten sich nicht aufhalten.

Martin machte sich allerhand Gedanken beim schnellen Ritte. Er dachte an seine Geliebte, die holde Margarethe, und freute sich, daß die Zeit bald kommen würde, wo es ihm vergönnt wäre, sie als seine Ehefrau heimzuführen; er dachte an seinen Gönner, den Goldmacher, und dessen schnelle Sinnesänderung, daß er den verhaften ließ, der bisher sein inniger Freund zu seyn geschienen; er dachte

auch an Giulietta, der er den Brief des Alchymisten übergeben sollte.

„Wer ist denn diese Giulietta?“ sprach er zu sich selbst; „das ist wohl auch eines der Geheimnisse, die das Haus des Goldmachers verbirgt, und von denen die Leute so Mancherlei munkeln. Das ist wohl dieselbe, die dem Manne im Mantel zurief: Federico, mein Federico; dieselbe, über welche der von Prosh mit dem von Mühlenfels in so harten Streit gerathen war.“

Es war wohl nahe an Mitternacht, als sie in Stuttgart einritten. Wiederum war's so stille, wie in jener Nacht, vor einem halben Jahre, als er von seiner Mutter Haus weg die Wohnung des Alchymisten umschlichen hatte. War er doch seither um nicht viel seinem Ziele näher gekommen! Kein Licht war mehr an den Fenstern, und nur hie und da brannte im einsamen Dachstübchen eine düstere Lampe, die wohl keinem Glücklichen leuchtete. Die Glücklichen schlafen ja so bald! Er ritt an seiner Mutter Haus vorüber, wo seine Liebste wohnte. Die schlief wohl schon lange, und träumte von ihm. Mußte sie sich ja doch wirklich so oft mit den Träumen begnügen, da ihm seine Dienstverhältnisse manchen Tag nicht Zeit ließen, sie zu besuchen! — Er und seine Begleiter ritten ihre Pferde zum Stalle und nun machte er sich schnell auf zur Wohnung des Alchymisten. Alles war dunkel und stille. Er klopfte, — keine Antwort; er rief leise, — keine Antwort. Schon wollte er, nach langem vergeblichen Harren, sich wieder entfernen, da fiel ihm ein, sich des Mittels zu bedienen, das der im Mantel gebraucht hatte. Er pfiff leise dreimal wie eine Rohrdommel, und siehe da, ein Fenster öffnete sich, und mit zärtlicher Stimme rief's von oben herab: „Bist Du es, mein Federico?“ und alsbald ward die Thüre eröffnet, und

eine zarte, weiche Hand griff nach der seinigen, und führte ihn die Treppen hinauf. Es gieng durch verschiedene Gänge und Zimmer; plötzlich aber strahlte ihm helles Licht entgegen, daß er wie geblendet die Augen niederschlug; der Führerin aber, denn eine solche war's, entfuhr ein lauter Schrei des Schreckens.

„Wer bist Du?" schrie sie, „wie wagst Du es, hier einzudringen? Nenne Dich, oder ich rufe die Diener."

Der junge Mann war jetzt fast eben so sehr erschrocken, als die Fragstellerin. Er wußte sich nicht schnell in Worte zu fassen und übergab ihr statt aller Antwort das Schreiben des Alchymisten an den Herzog. Mochte sie nun glauben, es sey an sie gerichtet, oder mochte sie andere Gründe haben, — sie erbrach es rasch, und war bald im Lesen so vertieft, daß sie den Zuschauer ganz vergessen zu haben schien. Martin wagte es nun, sich ein wenig umzuschauen. Er stand in einem hohen Gemache, das wohl in der Mitte des Hauses lag, denn Fenster konnte er keine bemerken; oder waren sie hinter den seidenen Gardinen versteckt, mit denen das ganze Zimmer behangen war. Der Boden war mit Teppichen dicht belegt, die Möbel zeugten von einer Pracht, wie sie nur Fürsten sonst eigen, ein silberner Kronleuchter verbreitete hellen Glanz, die Luft war mit balsamischen Gerüchen geschwängert, an den Wänden herum waren breite weiche Divans angebracht, wie man sie damals nur im Morgenlande kannte. Ein Tisch stand an einer Seite, mit Fleischwerk aller Art und herrlichen Früchten bedeckt; der Inhalt der krystallenen Flaschen daneben mochte wohl auch nicht zu verachten seyn. Martin glaubte sich in einen Feenpallast versetzt. Jetzt wagte er es auch, seinen Blick auf sie zu richten, die mit ihm allein das Zimmer theilte. Es war eine Jungfrau von wohl kaum mehr

als 20 Jahren, eine herrliche, üppig=schlanke Gestalt; die Haare fielen ihr in natürlichen, schwarzen Locken kosend auf Brust und Schulter, welche beide ein leichtes Tuch nur halb bedeckte; der Leib war in keinen Reifrock eingeschnürt, ein fast durchsichtiges Seidengewand umschloß ihn in üppigen Falten, und dasselbe war nur durch einen Gürtel um die Hüften zusammengehalten; die ganze Kleidung verdeckte die reizenden Glieder weniger, als sie begierig machte, nach neuen Reizen zu forschen; den Vorderarm umschlossen reiche Armbänder, an den Fingern blitzten Ringe; das Gesicht war etwas zur Seite gewandt, so daß er es nicht genau betrachten konnte, doch meinte er, nie etwas Schöneres gesehen zu haben.

„Das ist wohl eine der Feen des himmlischen Geisterreiches, von denen die Mutter erzählt," dachte er, und schloß die Augen ob all der blendenden Pracht.

Die Schöne hatte gelesen und legte das Blatt bei Seite. Sie betrachtete nun ihrerseits den kräftigen, kaum zum Manne gewordenen Jüngling. Es war nicht der sanfte, schüchterne Liebesblick, mit dem Margarethe so oft zu ihm aufsah; ihr schwarz blitzendes Auge ruhte so lange auf ihm, daß ihm all' sein Blut zu Gesichte stieg, und ihr Auge leuchtete nicht mehr zornig und die Miene war nicht mehr erschreckt.

„Es ist gut," sagte die schöne Giulietta mit weicher Stimme, und warf sich auf den Divan, wie um sich das Gelesene noch einmal zu überdenken. Martin wußte nicht, sollte er sich entfernen oder bleiben. Jetzt winkte sie ihm, und er mußte sich an ihre Seite niederlassen.

„Also Ihr seyd's," sagte sie mit blitzendem Auge, „der die Ungarischen Herren gefangen nahm?" Und sie erhob sich rasch, und ihr Gesicht glühte, wie vor inniger Freude, und sie schritten mit hastigen Schritten im Zimmer auf und

ab. Doch bald ward sie wieder ruhig, und sie rückte den Tisch näher zum Divan und setzte sich wieder an Martin's Seite.

„Ihr seyd wohl müde vom scharfen Ritte?" sprach Giulietta mit schmeichelndem Tone, „Euer Gesicht glüht, kommt, erquickt Euch." Und sie sprach ihm zu, von den herrlichen Speisen zu kosten, und sie credenzte ihm von dem Wein aus den krystallnen Flaschen, und der Wein that ihm wohl nach der Anstrengung, und es war süßer spanischer Wein. Und immer traulicher ward das Gespräch, und immer dichter rückte sie ihm zur Seite, und die Atmosphäre, die er einathmete, und der süße Wein und die zauberische Nähe wirkten wie betäubend auf seine Sinne, und Wünsche stiegen in seinem Innern auf, die er vorher nie gekannt. Und ihre Hand ruhte in der seinen, und sie drückte sie zärtlich, und sein Arm umschlang ihre schlanke Hüfte, und das lüsterne Weib umfing ihn mit vollem Arme und heiße Küsse brannten auf seinen Lippen, die er eben so heiß zurückgab. Da schreckte sie plötzlicher Lärm aus ihrem Taumel auf. Es pochte an die Hausthüre, daß die Fenster klirrten, und eine Zofe sprang mit bangem Geschrei herein. Jetzt eilte es klirrenden Schrittes die Treppe herauf, aber eben so rasch folgten die Tritte mehrerer Männer; die Thüre ward aufgerissen und der von Prosh stand da; doch fast mit ihm waren andere Männer eingedrungen; Schwerter wurden gezogen, und scharfe Hiebe fielen; es war ein grausam wirrer Lärm und ein Kampf auf Leben und Tod schien zu beginnen. Auch Martin hatte sein Schwert gezogen und war mitten drinnen. Er wußte nicht, wem es galt und was es galt, aber er hieb wacker um sich, um so bald als möglich dem Gewühle zu entrinnen. Jetzt glaubte er den Herzog zu erkennen, aber plötzlich ward die Schnur, an der der Kronleuch-

ter hieng, abgehauen, prasselnd stürzte er nieder und die Lichter erlöschten. Völlige Dunkelheit herrschte; die Stimme Herzogs Friedrich ertönte; mehrere Männer faßten den jungen Krieger; man führte ihn in's Gefängniß.

Noch in derselbigen Nacht saßen einige Reiterabtheilungen der herzoglichen Söldner auf und jagten zum Thore hinaus, Schloß Neidlingen zu.

VI.

Es war den andern Tag gegen 11 Uhr, da führte man den Martin Reichenbacher vor den Herzog. Der hohe Herr saß im Lehnstuhle, und hatte eine Menge Papiere vor sich liegen, in denen er herumwühlte. Ihm gegenüber saß sein Kanzler Enzlin, der die lauernden Augen nie von ihm abwandte.

„Es ist so," rief jetzt der Herzog, „es kann nicht anders seyn, die Beweise liegen klar vor Augen."

„Es ist nicht anders, gnädigster Herr," setzte der Kanzler bejahend hinzu.

„Wo warst Du gestern?" fuhr jetzt der Herzog den jungen Krieger an; „erzähle Alles, Wort für Wort, und der Wahrheit getreu, oder morgen hängst Du, verstehst Du mich?"

Martin erzählte, und ward nicht selten von den heftigen Ausrufungen des Herzogs unterbrochen.

„Und was thatest Du im Hause des Schuftes, des von Mühlenfels?" fragte der Herzog weiter.

Martin erzählte wieder, und erzählte der Wahrheit getreu, und ward fast roth in der Erinnerung.

„Und das Pergament hier," rief jetzt der Herzog, indem er den Befehl in der Hand hielt, nach welchem Martin die edlen Ungarn verhaftete: „erkennst Du es als dasselbe, welches Dir der von Mühlenfels als meinen Befehl übermachte?"

Martin bejahte.

„Und das Pergament hier, ist das der Brief, den Du der Dirne, der Giulietta, überbrachtest?"

Martin bejahte wieder, denn er erkannte es gar wohl.

„Also wiederum richtig," schrie jetzt der Herzog, vor Wuth schäumend. „Ha, warte, Du Betrüger, Du Schuft! — Fort mit ihm, und den Mühlenfels herein!"

Der Alchymist ward hereingeführt, aber er trug nicht mehr den langen weiten Talar, der ihm so ehrwürdig stand, er war in Ketten und Banden, und es schien, man habe ihm nicht Zeit gelassen, sich anzukleiden, so unordentlich hiengen seine Gewande um ihn. Nur das Gesicht war das alte, voll Ernst und Würde, voll Stolz und Hoheit.

Martin ward in's Gefängniß zurückgebracht.

In der Stadt gieng ein unheimlich Gerücht herum, und die Leute flüsterten sich leise Worte zu von einer Verschwörung gegen den Herzog, in welche sogar die vornehmsten Personen des Hofes verwickelt seyen.

VII.

Drei Tage später, am 30. Juni 1606, gieng der Herzog mit großen Schritten im Saale seines Schlosses auf und ab. Er war still und verschlossen. Kein Mensch durfte ihm nahen, und nicht einmal der alte, vertraute Diener wagte es, ein Mägdlein zu melden, das seit gestern mit fast nicht abzuwehrendem Ungestüm den Herzog zu sprechen begehrte. Das Mägdlein ward hinausgewiesen, und man hörte ihr Jammern wohl im Saale; doch der Herzog hörte es nicht; er hatte andere Gedanken.

An diesem Tage war ganz Stuttgart in großer Bewegung. Alt und Jung, Männlich und Weiblich war auf

den Beinen. Alles strömte hinaus, der Galgensteige zu, wo hoch oben der große eiserne Galgen stand, an den Georg Hanauer, Heinrich Neuschler und Peter Montanus aufgehängt worden waren. Die Straßen und Anhöhen waren alle dicht voll besetzt mit neugierigen Menschen. An diesem Tag ward der von Mühlenfels an den Galgen gehängt.

Giulietta und der von Prosh waren in jener Nacht im Gedränge und in der Dunkelheit entkommen, und man hat nie wieder von ihnen gehört. Den von Mühlenfels aber überraschten des Herzogs Diener noch im Bette. Der Landhofmeister mußte innerhalb acht Tagen das Herzogthum verlassen; die Herzogin sah man lange nicht mehr öffentlich. Mit einem Federstrich hatte sich der Herzog auf Jahre Ruhe geschafft. Doch der von Mühlenfels betrog noch im Tode die Menge. Seine Miene war so heilig und sein Gang, als er zum Galgen hinanstieg, so gerade und stolz, daß das Volk vermeinte, einen Märtyrer zu schauen. Noch lange sprach man von dem Goldmacher, den der Herzog habe hängen lassen, nachdem er ihm seine Geheimnisse entlockt.

Am Abende desselbigen Tages waren alle Wirthshäuser voll, und überall sprach man nur von dem Meister Mühlenfels, dem Goldmacher und seinem schmählichen Ende. Die alte Mutter Reichenbacher aber und ihre Pathe, die Margarethe, saßen einsam im stillen Stübchen. Wohl stand auch jetzt die Kunkel vor ihnen, aber die Spindel wollte sich nicht drehen, und die alte Mutter weinte gar bittere Thränen und wollte sich's doch nicht merken lassen vor der schluchzenden Margarethe.

„O, warum haben sie mich auch nicht vor den Herzog gelassen!“ klagte das Mädchen; „er hätte gewiß mein Flehen erhört.“

Die Mutter aber weinte und sprach kein Wort.

„Mutter, Mutter!" rief jetzt die verzweifelnde Margarethe, „wenn er nicht wiederkehrt, wenn er auch von dem grausamen Herzog verurtheilt wird, dann laufe ich nach Berg und springe in den Neckar."

Doch die Mutter hatte die Hände andächtig gefaltet und betete stille.

Und wie sie so trauerten und weinten, da öffnete sich leise die Thüre, und hereintrat der junge Martin zwar etwas bleich von der dreitägigen Haft, aber voll Freude und Jubel im Antlitz. Mit einem Schrei sprang Margarethe auf und hieng am Halse des Geliebten. Lange dauerte die frohe Umarmung. Liebt man ja doch das doppelt, was man schon verloren gegeben! Die Mutter konnte kaum zu Worten kommen, um endlich auch den Sohn zu herzen. Endlich, als die Gemüther ruhiger geworden waren, kam's zum Erzählen, und der Sohn verschwieg Nichts; der Geliebte aber Eines. Zuletzt aber, als Mutter und Braut erfuhren, daß der Herzog so gnädig gewesen sey, dem Martin die Freiheit wieder zu geben, weil er ja kein Mitschuldiger gewesen sey, ja daß er ihm sogar 100 Goldgülden geschenkt und ihn zum Vogte in Neidlingen, das er wieder an sich gezogen, ernannt habe, weil durch ihn erst eigentlich Alles an den Tag gekommen war, nämlich durch das Schreiben, das er der Giulietta überbracht, da fiel Margarethe dem Geliebten noch einmal um den Hals, und ihr Jubel kannte keine Grenzen, und sie hätte bald den Betrüger von Mühlenfels gesegnet, daß er ihrem Martin also durch seine Schlechtigkeit zum Glücke verholfen. Die Mutter aber faltete wiederum die Hände und sprach: ehrlich währt am längsten.

Die Hochzeit des Martin mit der Margarethe richtete der Herzog selbst aus.

Friedrich von Zollern.

Geschichtliche Novelle.

Friedrich von Zollern.

Geschichtliche Novelle.

I.

Der Feind flieht; der Sieg ist unser;
Ihr seyd um ein Königreich reicher, Herr!
Shakespeare.

Das erste Viertel des fünfzehnten Jahrhunderts war für Deutschland keine Zeit des Friedens. Nicht daß ein Krieg mit einem auswärtigen Staate seine kriegerische Jugend in Anspruch genommen hätte; sondern vielmehr innere Zwistigkeiten verzehrten seine besten Kräfte. Ich spreche hier nicht von den religiösen Streitigkeiten, welche bereits anfiengen, zu gähren, und durch das Concil von Constanz weit entfernt waren, gedämpft zu werden, obgleich Huß verbrannt wurde und durch die Absetzung der drei Gegenpäpste der Friede in der Kirche hergestellt zu seyn schien; ich spreche vielmehr von den weltlichen Händeln im Reiche, von der Zwietracht der Städte und Bürger mit den Fürsten und Edlen des Landes, von den Kämpfen dieser unter einander selbst, von der Auflehnung der Lehnspflichtigen gegen ihre Lehnsherren. Das Oberhaupt des Reichs, zu schwach, um sich selbst gegen die ersten Würdeträger Deutschlands in Ansehen erhalten zu können, war um so weniger fähig, die Fehden in den einzelnen Theilen der verschiedenen Provinzen zu schlichten oder gar zu unterdrücken. Dieser Wirrwarr war besonders in Süddeutschland zu Hause; hier

herrschte um diese Zeit eine ewige Fehde und kaum war Einer dieser kleinen Kriege beendigt, so war auch schon wieder ein anderer entstanden, so daß die Schwerter nie in die Scheide gesteckt wurden. Allein gerade diese immerwährende Wirren gaben einzelnen Mächtigeren Gelegenheit, ihre Herrschaft immer mehr festzusetzen und ihren Länderbesitz auf Kosten der Schwächeren zu vermehren. Unter denen, welche die Zeitumstände gut zu benützen wußten, stand das Haus Württemberg obenan. Durch Käufe in Friedenszeiten und durch die Spitze ihres guten Schwertes im Kriege hatten die württembergischen Herren ihre angestammten Erbgüter so vermehrt, ihrem Namen eine solche Achtung verschafft, daß Eberhard, der Greiner, nahe daran war, zum Kaiser gewählt zu werden, und obwohl selbst nur Grafen, so waren doch viele andere Grafen und Barone, ja sogar Herzoge ihnen lehens- und dienstpflichtig. Ihre Macht war bereits so sehr gewachsen, daß sie nicht blos die vereinigten Streitkräfte der gewaltigen Reichsstädte nicht fürchteten, sondern selbst Reichsfürsten und dem Kaiser offen Trotz zu bieten wagten. Mit dem Jahre 1419 schien jedoch der Stern des Hauses Württemberg erbleichen zu wollen. Eberhard IV. war in noch jugendlichem Alter gestorben. Eine Seuche, die von dem menschenüberfüllten Constanz ausgieng, raffte ihn hinweg. Er hinterließ zwei junge Knäblein und als Vormünderin eine Wittwe, welche sich bald mit allen seinen frühern Räthen und Anhängern zu entzweien wußte. Henriette, Gräfin von Mömpelgard, hatte dem Hause Württemberg diese Grafschaft als Heirathgut mitgebracht; denn sie war die einzige Erbin des Grafen Heinrich von Mömpelgard, der in der Schlacht bei Nicopolis gegen den Türkensultan Bajazet fiel. Allein Henriette von Mömpelgard und Württemberg hatte ein stolzes, herrsch-

süchtiges Gemüth. Sie konnte es nicht ertragen, daß Männer, die sie sich lehnspflichtig wußte, ihr, der Vormünderin ihrer beiden jungen Söhne, mit andern Meinungen entgegen zu treten wagten, als sie selbst ausgesprochen hatte. So überwarfen sich, kurz nach dem Tode Eberhard's, fast alle ihre Räthe mit ihr, und bald kam es zum offenen Kampfe. Die Edelleute wähnten nun, da ein Weib die Zügel der Herrschaft führe, sey der rechte Zeitpunkt gekommen, die Fesseln der Lehnsherrschaft, ihnen früher durch die Tapferkeit der Grafen von Württemberg übergeworfen, mit einem Male abzuschütteln. Die ersten, die dies versuchten, waren die Freiherren von Geroldseck. Mit ihnen stritten viele Ritter und Grafen, in der Hoffnung, durch Erringung der Unabhängigkeit für die von Geroldseck auch die eigene zu erkämpfen. Aber die Gräfin Henriette besaß ein männlich kräftiges Gemüth. Sie bot alle ihre Dienstmannen auf, verband sich mit mehreren Reichsstädten, die immer bereit waren, ihr Schwert aus der Scheide zu ziehen, wo es galt, einen Adelichen zu demüthigen, und nach kurzer Frist waren die stolzen Freiherren so weit gebracht, daß sie daran denken mußten, den Frieden mit Verlust eines Theils ihrer Herrschaften zu erkaufen. Um diese Zeit beginnt unsere Geschichte.

Wir bitten unsere Leser, sich nach Nürtingen, einem kleinen schwäbischen Städtchen am Neckar, zu versetzen; das Städtchen gehörte den Grafen von Württemberg und es stand ehemals ein stattliches Schloß darin, das den württembergischen Gräfinnen meist zum Wittwensitz diente. In der That konnte man sich für Jemand, der in ländlicher Zurückgezogenheit sein Leben dahinbringen wollte, keinen angenehmeren Aufenthalt denken. Das Städtchen selbst, an einen Hügel gebaut, gewährte mit seinen engen Straßen

wenig Reiz, aber das Schloß stand auf der Spitze des Hügels, von dem man das ganze Flußthal überschauen konnte. Wer nur ein Mal in Schwabenland gewesen ist, und sich das Neckarthal, welches ganz Württemberg durchzieht, mit seinen freundlichen Dörfern auf beiden Seiten, mit den vielen alten Burgen, die sich da und dort auf einer Bergesspitze erheben, mit seinen grünen Weinhügeln und saftigen Wiesen — betrachtet hat, wird mit mir übereinstimmen, daß man selten eine schönere, das Auge gefälliger ansprechende Gegend finden kann. Das Schloß, von dem ich spreche, obwohl keine eigentlich feste Burg, war dennoch mit Mauern und einem Laufgraben umgeben. Von letzterem führte eine Brücke in den Schloßgarten, der nur auf drei Seiten ummauert, gegen den Neckar hin bis an die Gestade des klaren Flusses sich ausdehnend, offen stand. Hier bildete der Fluß das Vertheidigungsmittel.

Im Frühjahre des Jahres 1420 gieng's in Nürtingen lebhafter als je zu. Die Gräfin Henriette von Württemberg hatte seit mehreren Wochen schon ihren Wohnsitz von Stuttgart aus dahin verlegt; denn hier war sie dem Schauplatze des Kampfes ihrer Truppen mit denen von Geroldseck näher. Vor kurzer Zeit noch war sie selbst im Lager vor Sulz, einem Städtchen auf dem Schwarzwalde, das die Hauptmacht der genannten Dynasten bildete und über welchem sich die stolze Burg Geroldseck erhob, gewesen, aber jetzt hatten sich die Ihrigen fast des ganzen Städtchens bis auf die Burg bemächtigt; bereits waren Unterhandlungen eingeleitet und jeden Tag wartete man auf den Friedensabschluß, der für die Gräfin nur günstig ausfallen konnte. An einem Tage besonders war der Bewegung mehr im Schlosse, als gewöhnlich. Schon früh Morgens waren Boten angelangt, die offenbar wichtige Nachrichten überbracht haben

mußten; denn die Gräfin war mit ihrem Geheimschreiber den ganzen Vormittag beschäftigt und fast noch mehr Reiter wurden ausgesandt, als angelangt waren. Die Botschaften schienen freundlicher Natur zu seyn, denn Alles im Schlosse machte ein fröhliches Gesicht.

Endlich war der Abend herangekommen und man bemerkte im Schloßgarten viele Herren- und Frauengestalten lustwandeln. Vor Allen zeichnete sich eine hohe Frau aus, von der die Uebrigen immer ein Paar Schritte entfernt standen. Sie mochte wohl die ersten dreißig Jahre ihres Lebens schon zurückgelegt haben; vielleicht kamen auch die tiefeingegrabenen Züge von den Sorgen her, die sich manchmal wie Schatten auf ihrer Stirne lagerten; aber in dem Gesichte lag so viel Anmuth und Hoheit, die Formen der hohen, schlanken Gestalt waren so ebenmäßig, daß man die Frau leicht die Schönste ihrer Umgebung genannt hätte, wenn nicht in dem Zuge zwischen den finstern Augenbraunen und in dem Zucken der Muskeln um den Mund etwas gelegen wäre, das fast zurückschreckte. Die hohe, gebieterische Frau gieng bald mit schnellen Schritten auf und nieder, nur hier und da an ihre Umgebung rasche Fragen richtend, bald blieb sie wieder auf einer kleinen Anhöhe stehen, von wo aus man einer weiten Aussicht das Thal hinauf, die Straße gegen Tübingen hin, genoß.

Etwas entfernt von dieser Gruppe lustwandelte ein Pärchen, das sich offenbar um das Treiben der Uebrigen wenig kümmerte. Es war ein junger schlanker Mann, in einem engschließenden Leibrocke. Die reichen Schlitzen des Sammetrockes, die goldenen Sporen an den Stiefeln und die Feder auf dem Baret bewiesen, daß es ein Ritter seyn mußte. Ein zarter, blonder Bart zierte die Oberlippe und zeugte von der Jugend des Mannes, die sich überdieß aus

dem blühenden, offenen Gesichte kund gab. Die Dame an seiner Seite war nicht minder schön zu nennen. Sanfte, blaue Augen, ein zartes Roth auf den lächelnden Wangen und Lippen wie die aufbrechende Rosenknospe machten jenen Eindruck auf den Beschauer, der zwar nicht so urplötzlich wirkt, wie der feurige Blick einer Italienerin, aber um so länger und dauernder fesselt. Die Beiden, die nur für einander Augen zu haben schienen, waren entweder so in ihr Gespräch vertieft, oder für den in der That herrlichen Frühlingsabend begeistert, daß sie den Ruf der oben beschriebenen Frau ganz überhörten. Diese mochte aber wohl an schnellen Gehorsam gewöhnt seyn, denn der Ruf „Adalbertha" wiederholte sich schnell und mit so lauter, gebietender Stimme, daß das schöne Mädchen am Arme des jungen Ritters fast erschrocken auffuhr. Schnell eilte sie zu ihrer Gebieterin, denn dieß war jene Frau wirklich, da wir in ihr die Gräfin Henriette von Württemberg erkennen.

„Wahrhaftig," rief die Gräfin etwas erhitzt, „das schwatzt und liebäugelt und seufzt, als wäre Niemand auf der Welt. Schade ist's, daß die Sonne noch scheint und der Mond nicht am Himmel ist, sonst hättet Ihr können eure schwimmenden Augen in den Sternen herumschweifen lassen und ein mondsüchtiges Liedchen aus Treulieb abfingen!"

Die Angeredete war bestürzt und vermochte im Augenblicke nicht zu antworten. Allein ihr Begleiter kam ihr zu Hülfe.

„Verzeiht, edle Gräfin," sagte er ehrfurchtsvoll sich nähernd; „aber Eure bisherige Huld und Nachsicht...."

„Aha! der Herr Ritter ist auch schon bei der Hand," sagte die Gräfin schon heiterer, indem sie dem jungen Manne, der ein Knie vor ihr beugte, aufzustehen winkte.

„Steht nur auf," fuhr sie fort, „es hat Nichts zu sagen. Aber was braucht Ihr auch Liebeleien zu treiben, wenn Wir in Hast und Unruhe sind. Stände es Euch nicht besser an, auf einen der Thürme des Schlosses zu steigen, und zu schauen, ob die Abgesandten noch nicht zurückkommen? Der Tag sollte Euch wichtiger seyn, als daß Ihr ihn mit süßen Plaudereien hinbrächtet!"

Der Ritter erhob sich, um dem Befehle zu gehorchen. Allein so sehr auch die Gräfin schnellen Gehorsam heischte, so schien es doch manchmal, als ob Widerspruch ihr besonderes Element wäre. Schnell eines Anderen besonnen, rief sie daher den Ritter zurück.

„Hans von Freiberg mag gehen," sagte sie und winkte einem der Umstehenden; „er hat gute Augen, die nicht von der Liebe verblendet sind; er wird den Wöllwarth schon von weitem erkennen. Ihr, Stauffeneck, mögt immerhin bleiben. Oder drängt es Euch in der That so sehr, den Wöllwarth ankommen zu sehen? Seyd Ihr Eurer Kriegsgefangenschaft so müde, daß Ihr den Augenblick nicht erwarten könnt, wo der unterzeichnete Friede Euch die Freiheit ankündigt?"

„Gnädigste Frau," erwiederte der junge Mann mit bittender Miene; „wie mögt Ihr mich verkennen? Nie werde ich Eure Güte vergessen, mit der Ihr den Gefangenen behandeltet; nie in meinem Leben werde ich aufhören, Eure hohe Gesinnung zu bewundern, und mögen auch Eure Feinde von Euch sagen, was sie wollen, nie verflog mir ein Monat schneller, als der, den ich hier im Schlosse zubrachte, obschon der Aufenthalt ein unfreiwilliger war; nie werde ich wieder eben so glückliche Zeiten erleben; und wenn Ihr auch heute mit meinen Vettern Frieden schließt,

stets doch bleibe ich Euer Gefangener, denn Ihr habt mich durch andere Waffen besiegt, als durch das Schwert."

Diese letzten Worte sprach der Ritter von Stauffeneck mit einem Feuer und Ausdrucke, daß der wahre Sinn nicht verborgen geblieben wäre, wenn auch der Blick, den er dabei auf Adalbertha warf, nicht ohnehin Alles erklärt hätte.

Die Gräfin sah bald ihn, bald das junge Mädchen an; endlich brach sie in ein lautes Lachen aus. „So bedanke Dich doch, Adalbertha," sagte sie, „mache wenigstens eine Verbeugung, denn das ist die vollständigste Liebeserklärung, die ich in meinem Leben gehört habe. Ach! so thu' doch nicht so verschämt und werde nicht roth, wie die Wolken beim Sonnenuntergange! Ich will schon ein gutes Wörtlein für Dich einlegen bei Deinem griesgrämigen Ohm, dem alten Wöllwarth, unserem hochweisen Rathe und sehr tapfern Feldhauptmann. Aber," fuhr sie, schnell auf etwas Anderes überspringend, fort, „sagt doch einmal an, Herr Ritter von Stauffeneck, wo habt Ihr die Galanterie erlernt, mit der Ihr uns und unsere Hoffräuleins überhäuft? Bei denen von Geroldseck gewiß nicht, und noch weniger bei Eurem sehr tapfern und sehr groben Vetter von Zollern."

„Erlaubt, Herrin," erwiederte Stauffeneck, „Ihr seyd zu strenge gegen Eure Feinde. Wohl weiß ich, daß die von Geroldseck sich hart gegen Euch verfehlt haben, aber meinen Vetter, den Grafen Friederich von Hohenzollern, werdet Ihr gewiß anders beurtheilen. Ihn schätzte nicht blos Euer verstorbener Gemahl hoch, sondern auch dessen Vorfahr setzte ihn den Tapfersten gleich. Nie gab es einen Ritter, so siegreich im Felde, wie galant im Frieden, einen Ritter, dessen Ebenbild zu werden mein sehnlichstes Bestreben ist."

„Der Oettinger galant?“ lachte die Gräfin. „Im Feldlager lernt sich wohl die Galanterie! Und ich glaube, Euer Herr Vetter hat von keinem Jahr seines Lebens nicht wenigstens die Hälfte im Felde gelegen.“

Dieß schien jedoch ein Thema, das keine angenehmen Erinnerungen in der Gräfin hervorbrachte, denn ihre Wangen rötheten sich und zwischen den Augenbraunen zeigte sich jener Zug, der eben nicht von Gleichmüthigkeit der Seele zeugte. „Sagt mir einmal, Herr Anwalt Eures Vetters,“ fuhr sie, immer heftiger werdend, fort; „war das auch Eine von seinen Galanterien, daß er mir gleich nach meines Gemahls Tod die Lehensherrschaft aufkündete, und sich dem rohen Walther von Geroldseck beigesellte? Meinte er wohl, weil ich ein Weib sey, dürfte er mir trotzen? Wahrhaftig, das Beispiel des trotzigen Walther könnte ihm zeigen, daß er ganz ein Anderer werden muß, wenn er nicht unsern Zorn noch schwerer reizen will.“

Die Gräfin hätte in ihrer zornigen Stimmung wohl noch härtere Worte ausgestoßen, wenn nicht in diesem Augenblick Hans von Freiberg gemeldet hätte, daß man einen Trupp Reiter das Thal herab jagen sehe.

„Sie sind's,“ rief die Gräfin, der kleinen Anhöhe zueilend, von der man eine weitere Aussicht genoß. Bald sah man auch eine Staubwolke aufsteigen, und Harnische glänzten in der Sonne.

„Der Wöllwarth reitet schnell,“ rief die Gräfin wieder, und ihre Augen strahlten vor Freude. „Er muß günstige Nachrichten bringen; sie haben den Frieden unterzeichnet.“

Wenige Minuten nachher ritten die Reisigen im Schloßhofe ein, und nur von einem Begleiter gefolgt, trat der Freiherr von Wöllwarth in den Garten. Es war ein schon ältlicher Mann, mit rauhen, fast harten Zügen, das Ge-

sicht von der Sonne gebräunt. Er war ganz in Stahl und Eisen und die schon etwas verwitterte Rüstung zeigte manche Buckeln, die nur im heißen Kampfe geschlagen worden seyn konnten. Sein Begleiter, ein junger, kräftiger Mann, mit stolzem Gesichte, war weniger kriegerisch angethan, denn er trug nur ein leichtes Panzerhemd und darüber einen kurzen sammtnen Rock, der reich mit Gold verbrämt war.

„Willkommen, mein tapferer Feldhauptmann," rief die Gräfin von Württemberg dem ältern Ritter entgegen; „Willkommen, denn Ihr bringt mir willkommene Botschaft, so mich anders mein Auge nicht trügt."

Der Ritter von Wöllwarth machte eine steife Verbeugung und überreichte ihr ein Pergament, das mit vielen Siegeln versehen war. Die Gräfin von Württemberg überflog es schnell.

„Sie haben unterschrieben," sagte sie mit dem Lächeln, das befriedigter Stolz giebt.

„Eure Herrschaft ist um eine halbe Baronie reicher," erwiederte der von Wöllwarth kurz. — In der That war der Friede, welchen die Ritter von Geroldseck abzuschließen gezwungen waren, hart genug; fast die Hälfte ihrer Dörfer und Besitzungen kam dadurch in die Hände der Gräfin von Württemberg, und noch überdieß mußten sie geloben, von nun an der Gräfin treue Unterthanen und Vasallen zu seyn. Diese hatte daher auch Ursache, hoch vergnügt zu seyn, denn obwohl sie, aber nur durch Aufwendung all' ihrer Streitkräfte und durch Unterstützung der benachbarten Reichsstädte, die ebenfalls von denen von Geroldseck beeinträchtigt worden waren, diese Freiherrn überwunden hatte, so blieben denselben doch noch so viele Freunde unter den Grafen und Rittern Schwabenlands, daß sie kaum hoffen durfte, einen für sie so günstigen Frieden so bald

abgeschlossen zu sehen. Die Gräfin las das Pergament zum zweiten und dritten Male, und immer freudiger belebten sich ihre Züge, immer stolzer leuchteten ihre Augen. Doch plötzlich schien sie in den Unterschriften der feindlichen Partie Etwas zu vermissen, und ihre kaum noch heiteren Züge verfinsterten sich plötzlich.

„Wie," rief sie, „der Graf von Zollern hat nicht unterschrieben? Will Graf Friedrich vielleicht allein fortfahren, uns zu trotzen, da doch die von Geroldseck sich unterworfen haben? Sprecht, ist der Oettinger nicht in den Frieden mit eingeschlossen?"

„So ist es, Frau Gräfin," erwiederte der von Wöllwarth rauh; „mit Euch hätte er wohl Friede geschlossen, aber die Ulmer und Rottweiler, denen er früher manche Waare abgenommen, verlangten zu viel Entschädigung. Da lachte er ihnen ins Gesicht und ritt mit den Seinigen nach Zollern; die Herren Spießbürger könnten sich ihre Entschädigung selbst holen, wenn sie Lust darnach bezeugten, meinte er. An Euch," setzte der Ritter hinzu, sich gegen den jungen Stauffeneck hinwendend, „hat mir der Oettinger auch einen Auftrag gegeben. Der Friede von Sulz entläßt Euch Eurer Kriegsgefangenschaft, und nun sollt Ihr Euch sputen, um nach dem Zollern zu kommen, wenn Ihr die Spießbürger klopfen helfen wollt. Und wahrhaftig, Ihr dürft morgen tapfer zureiten, wollt Ihr noch früher ankommen, als die Reichsstädter, denn diese sind mit ihrem Heere schon gegen die Burg aufgebrochen."

Die Gräfin hörte aufmerksam zu, und am Ende der Rede vermochte sie es über sich, ihren Zorn über den Nichtbeitritt des Grafen von Zollern zu bemeistern.

„So mag sich der Oettinger mit den Reichsstädtern herumbalgen," sagte sie, „und Ihr, Herr Ritter von

Stauffeneck, eilt ihm bald nach, denn er wird Eures tapfern Armes wohl bedürfen; ich entlasse Euch von heute an Eurer Kriegsgefangenschaft dem Vertrage gemäß. Doch Euch, mein edler Wöllwarth, wie soll ich Euch danken? Ihr habt mir gute Dienste geleistet. Nehmt einstweilen als Zeichen meiner Dankbarkeit diese Kette. Es ist ein kostbares Amulet daran, das mir, als ich noch ein Kind war, der Bischof von Rheims zum Geschenke machte."

Mit diesen Worten hängte sie die goldene Kette, die sie bisher selbst getragen, dem von Wöllwarth um den Hals. Dieser machte eine ungeschickte Bewegung, um vor seiner Gebieterin das Knie zu beugen; doch sie ließ ihn nicht gewähren.

„Laßt das," sprach sie lächelnd, indem sie ihm die Hand reichte, die der alte kräftige Mann, statt sie an den Mund zu führen, derb drückte. Die Gräfin zog sie deßhalb schnell zurück, indem ein Anflug von Spott und Schmerz zugleich in ihrem Gesichte sich zeigte.

„Wahrhaftig," sagte sie etwas gereizt, „Ihr drückt mich, als ob ich von Stahl und Eisen wäre! Wollet doch bedenken, daß es nicht mein seliger Gemahl oder gar der tolle Greiner ist, der Euch die Hand bot. Doch," fuhr sie schnell besänftigt fort, als der von Wöllwarth sich entschuldigen wollte, „wen habt Ihr Uns da mitgebracht? Ein stattlicher junger Mann," setzte sie freundlich werdend hinzu, indem ihre Augen auf dem Begleiter Wöllwarths hafteten. „Stauffeneck und er scheinen sich, ihren Grüßen nach, zu kennen; gewiß Einer unserer ehemaligen Feinde?"

„Es ist der Sohn des Freiherrn Walter von Geroldseck," sagte der alte Wöllwarth, „er wünscht an Eurer Gnaden Hof sich diejenige Bildung und Galanterie zu erwerben, die sonst nirgends so sehr zu Hause ist, als hier."

„Wahrhaftig,“ lachte die Gräfin; „Ihr werdet ja selbst galant! Wenn ich's nicht mit eigenen Ohren hörte, so würde ich's nicht glauben. Ihr seyd willkommen, Ritter von Geroldseck,“ wandte sie sich an den jungen Mann; „hoffentlich werdet Ihr wieder gut machen, was Euer Vater an mir verbrochen. Doch jetzt, meine Herren und Damen, kommt, wir wollen ins Schloß zurück. Der heutige Abend soll mit einem Bankett gefeiert werden, das so herrlich ausfallen soll, als wäre ein Mann gegenwärtig Herr von Württemberg. Im Trinken mögt dann Ihr meine Stelle vertreten,“ sagte sie lachend dem von Wöllwarth in's Ohr.

Die Gesellschaft brach auf, und jetzt erst nahm sich der alte, rauhe Ohm die Mühe, seinem Bäschen Adalbertha von Riedern den Willkomm zu geben.

II.

Als ich zur Fahne fortgemüßt,
Hat sie so herzlich mich geküßt:
Mit Bändern meinen Hut geschmückt,
Und weinend mich an's Herz gedrückt.
W. Hauff.

Das Bankett hatte bis tief in die Nacht hinein gedauert, und so lag am andern Morgen noch Alles in tiefem Schlafe, als Walther von Stauffeneck schon längst mit dem Zusammenpacken seiner wenigen Habseligkeiten fertig war. Damals brauchte ein Ritter wenig; ein Roß, ein Schwert, eine Rüstung und etwa noch ein Prunkkleid für die Tage des Friedens, das war Alles. Walther hatte so eben seinem Diener befohlen, die Pferde zu satteln, und nun schritt er zur schwersten Pflicht, zum Abschiednehmen. Langsam

gieng er die Stufen hinauf, die zu den Gemächern der Gräfin von Württemberg führten, und alle Augenblicke hielt er stille und horchte; aber nur den Wiederhall seiner Sporen hörte er.

„Diese verdammte Sitte," murmelte er endlich. „Warum darf ich nicht geradezu in ihr Zimmer treten und von ihr Abschied nehmen, wie von ihrer Herrin? So muß ich am Ende scheiden, ohne sie noch ein Mal gesprochen zu haben, ohne daß ich weiß, ob sie mir wohl will. Hätte ich doch gestern mehr Muth gehabt und sie geradezu gefragt; aber — und wer kann mir sagen, wenn und ob ich sie je wiedersehen werde?"

Er war auf dem Boden angelangt, den die Gräfin bewohnte; eine Zofe trat ihm entgegen: „Ihr werdet erwartet, Herr Ritter," flüsterte sie mit einem pfiffigen Lächeln, und öffnete eine Thüre.

Eine Frauengestalt saß an einem Tischchen, auf dem eine Stickarbeit lag; doch schien diese müßig dazuliegen, denn die Dame hatte den Kopf in die Hand gestützt, und ergab sich süßen Träumereien, so daß sie den Eintritt des jungen Ritters gänzlich überhörte. Dieser näherte sich einige Schritte, da drehte sie den Kopf. „Adalbertha!" rief er erstaunt.

Eine hohe Röthe übergoß des schönen Mädchens Stirn und Wangen. Offenbar war ihr der Besuch ein unerwarteter.

„Herr Ritter," sagte sie verwirrt und ohne aufzusehen; „ich weiß nicht, . . . Ihr seyd wohl irrgegangen, oder man hat Euch falsch gewiesen."

„Verzeiht, holde Jungfrau," erwiederte Walther von Stauffeneck. „Ich glaubte in das Vorzimmer der Frau Gräfin zu treten; aber ich segne den Augenblick, der mich

den falschen Weg führte. Mein sehnlichster Wunsch ist erfüllt, denn der Gedanke, Euch noch ein Mal zu sehen, bevor ich abreise, erfüllte meine ganze Seele."

Er näherte sich ihr ehrfurchtsvoll, aber die Sitte jener Zeit erlaubte einer unbescholtenen Jungfrau nicht, einen Ritter allein zu empfangen. Adalbertha ward daher immer verlegener.

„Ihr wollt zur gnädigsten Frau Gräfin," sagte sie befangen und ängstlich; „ich werde Euch melden. Verzieht nur im Gange einen Augenblick."

Sie wollte sich entfernen, aber der junge Ritter ergriff ihre Hand und zog die sich Sträubende sanft auf ihren Sitz zurück. „Ihr wollt Euch mir entziehen," sprach er bittend; „nur eine Viertelstunde vergönnt mir." Er setzte sich auf einen Schemel zu ihren Füßen. „Wer weiß," fuhr er fort, „wenn ich Euch wiedersehe. Mein Vetter Zollern ist in Fehde mit den Reichsstädtern, ich muß zu ihm, muß mit ihm sein altes Schloß vertheidigen. Wer sagt uns aber, wenn der Krieg ein Ende hat? Vielleicht sehe ich Euch nie wieder; soll ich scheiden, ohne daß ich Euch sagte, wie sehr ich Euch werthschätze, wie sehr ich Euch achte, wie mein ganzes Denken und Trachten nur nach Euch geht?"

Adalbertha wagte kaum zu athmen; sie erwiederte keine Silbe; aber das Wogen ihres Busens verrieth deutlich, daß keines seiner Worte verloren gieng.

„Ihr schlagt die Augen nieder?" fuhr der junge Ritter fort. „Zürnt Ihr mir, daß ich Euch verehre, daß ich Euch liebe? Zürnt lieber Euren schönen Augen, Euren schönen Zügen, denen kein Mann widerstehen kann. Ich kam hieher als ein Kriegsgefangener; die Uebermacht hatte mich überwältigt. Ihr spendetet dem Verwundeten Balsam;

Ihr halft mir wieder zur Gesundheit. Wendet mir nicht ein, daß Ihr es im Namen Eurer Gräfin gethan habt; ich schrieb es blos Euch zu. Lange war ich begierig, Euch zu sehen; denn ich betrachtete Euch als meinen Friedensengel; aber so schön als Ihr in der Wirklichkeit seyd, so schön hatten Euch meine Träume nicht gemalt. Ich sah Euch und liebte Euch. Die Tage vergiengen mir, wie Stunden, und die Wochen wie Tage; ich hoffte, der Friede werde nie unterzeichnet werden, denn ich war glücklich in meiner Gefangenschaft. Nun bin ich frei, und in der Freiheit soll ich unglücklich seyn? Oder erlaubt Ihr mir, Eure Farben zu tragen? Erlaubt Ihr mir, wenn der Zollern seine Feinde besiegt hat, um Euch bei Eurem Ohm zu werben, daß ich Euch heimführe als mein ehelich Gemahl?"

In dem Augenblicke ertönte ein feines silbernes Glöckchen. „Die Gräfin ruft," sagte Adalbertha, „Ihr müßt Euch entfernen."

„Ohne ein Zeichen Eurer Huld?" klagte Walther.

Da gieng das Mädchen an einen verborgenen Schrank und holte eine Schärpe heraus in blau und Silber gestickt.

„Ich wollte sie Euch senden," sagte sie, und noch höhere Röthe färbte ihr zartes Gesicht, „Ihr hättet nicht erfahren sollen, von wem sie kam. Gedenkt an mich, wenn ihr sie im Kampfe tragt."

Walther von Stauffeneck kniete nieder, als sie ihm die Schärpe umhängte. Er drückte ihre Hand an seine Lippen und vielleicht wäre es ihm vergönnt worden, auch noch kühner zu werden, aber man hörte gehen, eine Thüre ward heftig zugeworfen, und im Nu war Adalbertha entflohen. Der Ritter hatte kaum noch Zeit, sich zu erheben, da trat die Gräfin ein.

„Was soll das, Adalbertha?" rief sie zornig. „Wie

oft muß ich läuten? Aber wie? Ihr da, mein junger Herr? Wahrhaftig," lachte sie laut auf, „ich hätte Euch beinahe mit einem meiner Hoffräuleins verwechselt!"

„Frau Gräfin!" sagte der von Stauffeneck, „ich wollte mir die Erlaubniß auswirken, von Euch Abschied zu nehmen. So eben war ich im Begriff...."

„Meiner Geliebten eine Liebeserkläruug zu machen," ergänzte die Gräfin noch immer lachend. „Ich weiß schon, wie's um Euch steht, oder glaubt Ihr, ich sey vor lauter Regierungsgeschäften blind geworden? Laßt die Worte," fuhr sie ernsthafter fort; „ich erlasse Euch den Abschied und den Dank, den Ihr mir wahrscheinlich sagen wollt; aber sagt Eurem trotzigen Vetter, dem Oettinger, daß er kein schwaches Weib in mir sehen soll. Will er Frieden, so soll er ihn haben, wenn er darum bittet; fährt er fort in seinem Trotze, so könnten leicht die Reichsstädter eine Verstärkung bekommen, der er nicht zu widerstehen vermag, so fest auch sein Schloß Zollern ist. Und nun gehabt Euch wohl, und erinnert Euch noch manchmal Eures unfreiwilligen Aufenthaltes zu Schloß Nürtingen."

Mit diesen Worten entfernte sie sich, ohne den Ritter weiter antworten zu lassen. Dieser eilte rasch die Stufen hinab, um noch in Bälde Hohenzollern zu erreichen, denn bereits wieherte sein Roß im Schloßhofe. Nur kurzen Abschied nahm er von dem alten Wöllwarth und seinem frühern Kampfgefährten, dem jungen Geroldseck.

„Grüßt mir den tapfern Oettinger," sagte der derbe Wöllwarth, ihm kräftig die Rechte schüttelnd. „Er soll die Spießbürger nur fein tüchtig abklopfen nach seiner Gewohnheit. Ich mag's den Krämerseelen wohl gönnen. Euch brauch' ich kein Glück zu wünschen, denn ich vergesse den Tag nicht, da Ihr unser Gefangener wurdet; es kostete

manchem unserer Kriegsknechte das Leben, ehe Ihr Euch ergabt. Nur noch zehn solche Gesellen, wie Ihr seyd, und die Reichsstädter werden den Zollern bald in Ruhe lassen."

Der junge Geroldseck begleitete seinen frühern Waffengefährten in den Schloßhof. Auch er gab Grüße auf an den tapfern Grafen von Zollern. „Ich wollte, ich könnte mit Dir ziehen," sagte er, „statt hier am Hofe der Gräfin zu faullenzen. Doch wir haben ein Mal Friede geschlossen und des Vaters Willen muß ich erfüllen. Lustig genug soll's am Hofe der Württembergerin hergehen, und vielleicht lade ich Dich bald zu meiner Hochzeitsfeier, wenn Alles so geht, wie der Vater und der Wöllwarth sich's ausgedacht haben."

Erst, als er die Mauern des Städtchens Nürtingen längst hinter sich hatte, dachte der junge Stauffeneck über den Sinn dieser Worte nach, und fast hätte ihn die wahrscheinliche Deutung derselben zum Umkehren bewogen; aber anderen Gedanken mußte er Raum geben, denn er ritt dem Schloß seines Vetters zu, und dieses war von Feinden umlagert.

III.

Siehst Du —
Wie arge Wächter rings bestellt,
Die Alpenberge dort, die grauen,
Gelagert unter'm Himmelszelt?
Wie Harnische im Abendschimmer
Die breiten Felsenwände hier,
Die Burgen dort und Schlössertrümmer
Auf ihrer Stirn wie Helmeszier.
W. Zimmermann.

Hört man in gegenwärtiger Zeit von den Alpen sprechen, so versteht Niemand etwas Anderes darunter, als das berühmte Schweizergebirge mit seinen wunderschönen

Thälern, mit seinen von ewigem Eise bedeckten weithin glänzenden Gipfeln. Die württembergische oder schwäbische Alp ist außer in Süddeutschland wenig bekannt; und doch bietet dieses Gebirge vielleicht nicht weniger Schönheiten dar, wenn diese auch nicht so großartig sind, als jene der Namensschwester in der Schweiz. Nirgends weilt das Auge mit innigerem Behagen als auf den von unzähligen kleinen Flüßchen durchschnittenen engen Thälern, mit ihrem saftig glänzenden Grün. Auf der Spitze der Berge sieht man noch vielfältig Ruinen von alten Schlössern und Burgen, die einst von ihrer Höhe herab die ganze Umgegend beherrschten, und wenn man an einem freundlichen Sommerabend eines der engen Thäler durchwandert, in dem vielleicht gerade die Heerden mit ihren sanft klingenden Glocken vom Hirten nach Hause getrieben werden, wo rechts und links hohe steile Felsenmassen sich emporthürmen und nur zerstreut leichte Hütten an den Gebirgswänden wie in der Luft schwebend herabwinken, so hat man eine Landschaft vor sich, die keiner im berühmten Schweizerlande nachgeben dürfte.

An dem westlichen Ende der schwäbischen Alp erhebt sich in weiter Ebene ein hoher Bergkegel, der von drei Seiten frei, nur gegen Süden hin durch einen niedrigern Gebirgsrücken mit dem Theile des Alpgebirgs zusammenhängt, auf dem einst die alten Burgen Hohenurach und Hohenneuffen standen. Der Berg, von dem wir sprechen, ist schon von weiter Ferne sichtbar, und komme man von der obern Bodensee- oder Rheingegend herab, oder ziehe man die Straße vom Unterlande über Tübingen oder Rottenburg herauf, immer hat man, auf die Ferne von vielen Stunden, eine alte Feste im Gesicht, deren gewaltige Um-

risse dem Auge imponiren. Es ist dieß die alte Burg Hohenzollern, das Stammschloß der Könige von Preussen.

Die Burg ist auf einem senkrechten Kalkfelsen erbaut, und bildet ein länglichtes Viereck, an dem nur Eine Seite gegen Südost offen steht. Noch stehen außer dem großartig gebauten Schlosse einige andere Gebäude, ein Zeughaus, einige Mühlen, mit seltenem Mechanismus und die alte kleine, unansehnliche Burgkapelle. Das Schloß selbst sieht etwas zerfallen aus, obgleich sein Alter nicht sowohl, als der Mangel an guter Erhaltung diese Baufälligkeit herbeigeführt haben mag, denn die Zeit, wo das jetzige Schloß erbaut wurde, ist nur um etwa drei Jahrhunderte von der unsrigen entfernt. Die Schloßkapelle allein rührt noch von uralter Zeit her, vielleicht aus dem 10ten Jahrhunderte. In der Zeit, von der wir sprechen, stand noch die frühere, die alte Burg, der Sage nach von einem italienischen Grafen, aus der uralten römischen Familie Colonna, erbaut. Ihm, der immer zu den deutschen Kaisern gehalten und von der Gegenpartie in seinem Vaterlande gedrückt nach Deutschland gezogen sey, soll Kaiser Heinrich III. ums Jahr 1040 diesen Berg und einige Reichszölle als Lehen übertragen haben. Daher der Name Zollern. Wie dem aber auch sey, schon im Jahr 1300 stand die Burg in all' ihrer Herrlichkeit und das Geschlecht der Grafen von Zollern war hochangesehen im Schwaben- und im Auslande, und eine Menge von Dörfern und Städten gehorchte ihrer Oberherrlichkeit. Damals waren die Schloßgebäude nicht, wie jetzt nur von Einer niedrigen, bereits zerfallenden Mauer umgeben, sondern terrassenförmig erhoben sich neun hohe, breite Mauern über einander, und neun mit starkem Eisen beschlagene Thore mußte der Feind bezwingen, ehe er in den innern Schloßhof gelangte. Aber auch hier hatte er noch

nicht gewonnen Spiel, denn nun erst war die Hauptfestung, die Burg selbst, zu erobern, und diese von mächtigen Steinen erbaut, ringsum, bis auf die eine Seite, wo sie auf hohen senkrechten Felsen in's Thal herabschaute, von einem tiefen Graben geschützt, schien unüberwindlich. Wenn der Mundvorrath nicht ausgieng, so konnten sich die Grafen von Zollern, nach damaliger Weise, Krieg und Belagerungen zu führen, auch mit einer kleinen Besatzung gegen ein unverhältnißmäßig größeres Heer halten.

Walther von Stauffeneck und sein Diener waren den ganzen Tag scharf zugeritten, allein obwohl die Entfernung von Nürtingen nach Hohenzollern nur etwa sechs Stunden betragen mochte, so war es doch schon Abend geworden, ehe sie das Städtchen Hechingen, das am Fuße des Zollern liegt, erreichten. Oefters waren sie gezwungen gewesen, Umwege zu machen, besonders je mehr sie sich dem Zollern näherten, denn schon zogen die Reichsstädter ihre Truppen um die Festung zusammen, die sie vielleicht zu überraschen und im Sturm zu nehmen vermeinten, und mehr als einmal war es dem Ritter kaum gelungen, ihren kleinen Streifkorps zu entkommen. Doch die Schnelle seines guten Rosses, und, wo es Noth that, auch die Schärfe seines Schwertes, halfen ihm durch; denn die reichsstädtischen Truppen bestanden aus lauter Fußvolk. Jetzt hielt er vor dem Thore, das von der Straße von Tübingen her in das Städtchen führt, aber obgleich die Sonne noch nicht untergegangen war, so hatte man das Thor doch schon geschlossen. Einige Bürger mit langen Spießen standen Wache. Sie hatten ihre alten ledernen Koller aus dem Staub der Kisten, wo sie bisher aufbewahrt gewesen seyn mochten, herausgesucht und sich kriegerisch angethan. Ueberhaupt schien große Bewegung in dem kleinen Städtchen zu herrschen.

„Macht auf," rief der junge Stauffeneck. „Oeffnet im Namen des Grafen Friedrich, Eures Lehnsherrn."

Ein kleines Gatter wurde zurückgeschoben und der Ritter mußte sich verschiedenen neugierigen Augen zur Musterung unterwerfen. „Im Namen des Grafen Friedrich? sagt Ihr!" ertönte eine Stimme. „Wer beweist uns aber, ob Ihr nicht zu den Rottweilern oder Ulmern gehört? Wir müssen Verhaltungsbefehle von einem hohen Magistrate einholen, ehe wir Euch öffnen."

„Halt!" rief jetzt ein Anderer, der eine Art von Kommando zu führen schien; „ich kenne ihn; es ist der Ritter von Stauffeneck, der Vetter des Herrn Grafen. Macht nur immerhin auf, ich will's verantworten."

Das Thor wurde nun geöffnet und der von Stauffeneck ritt schnell die steile Straße, die in den obern Theil des bergigten Städtchens führt, hinan. Ueberall herrschte die größte Aufregung. Die Weiber standen auf den Gassen vor ihren Häusern und besprachen sich eifrig; die Männer eilten alle dem Marktplatze zu, die meisten bewaffnet, so wie es in der Eile gehen mochte. Als der von Stauffeneck hier ankam, fand er vor dem Rathhause eine Menge Menschen versammelt, aber vergebens bestrebten sich einige Männer, wie es schien Rathsherren, Ruhe und Ordnung zu schaffen. Nur mit Mühe gelang es dem jungen Ritter, durch das Gedränge sich Bahn zu brechen, um zu einer Truppe zu gelangen, wo, wie es schien, die vornehmeren und wichtigern Bewohner des Städtchens sich gesammelt hatten. Hier erfuhr er endlich, was die ganze Bürgerschaft so sehr in Allarm bringe; der Feind stand bereits vor dem Thore, das nach Rottenburg zuführt und begehrte Einlaß. Die Angst hatte seine Zahl vielleicht verzehnfacht und man glaubte, die ganze Truppenmacht der Reichsstädte hätte

sich dort bereits gesammelt. Die Meinungen der Bürger waren getheilt; die Einen wollten die Stadt alsobald übergeben, um so am besten vor allem Schaden gesichert zu seyn, die Andern, freilich die geringere Zahl, sprachen von Widerstand und Unnachgiebigkeit. Der Bürgermeister war in großer Verlegenheit, denn er mochte es mit dem Grafen, seinem Lehnsherrn, nicht verderben und doch schien es unmöglich, dem Feinde Trotz zu bieten. Der Ritter kam ihm daher sehr gelegen, und nachdem er sich mit ihm in wenigen Worten verständigt hatte, wandte er alle seine Auctorität an, um den jungen Stauffeneck zum Sprechen kommen zu lassen. Endlich war die Ruhe so weit hergestellt, daß man des Ritters Stimme vernehmen konnte.

„Ihr irrt Euch, Männer von Hechingen,“ rief dieser, „wenn Ihr glaubt, die ganze Mannschaft der Reichsstädter sey vor Euren Thoren. Es ist nur ein Streifkorps, dem Ihr leicht zu widerstehen vermögt. Aber vielleicht in wenigen Stunden schon rückt wieder ein anderes Korps an und am Ende müßt Ihr der Uebermacht weichen, denn Eure Mauern sind nicht fest genug. Darum thut, was die Nothwendigkeit erheischt. Flüchtet Eure besten Güter auf den Zollern. Ich selbst und die Tapfersten unter Euch wollen die Habe geleiten, daß kein Reichsstädter sich daran wagen soll, wenn er nicht die Schärfe unseres Schwertes kosten will. In wenigen Wochen vielleicht ist der Feind zerstreut und der Friede wieder hergestellt, dann mögt Ihr das Eurige wieder in Empfang nehmen.“

„Der Vorschlag ist gut,“ riefen viele Stimmen.

„Hurtig an's Werk,“ riefen andere; „in einer Stunde müssen wir auf dem Zollern seyn.“

In der That wurde der Vorschlag des Ritters von Stauffeneck schnell zur Ausführung gebracht. Wohl schüt-

telten Einige die Köpfe, und meinten, in den Kellern würden ihre Habseligkeiten eben so gut aufbewahrt seyn, als auf der Burg Zollern, oder setzten auch mißtrauisch hinzu, der Graf Friedrich würde mit ihrem Gute nicht minder herrisch umspringen, als die Reichsstädter, und es vielleicht gar als sein Eigenthum betrachten und behandeln. Andere aber eilten nach Hause und beluden sich mit dem Besten, was sie in der Eile vorfinden konnten. Freilich war dessen nicht wenig, und bei manchen Dingen konnte man nicht begreifen, was damit auf dem Schlosse angefangen werden sollte. Der von Stauffeneck war daher schon entschlossen, Beschränknngen eintreten zu lassen, als ihm ein langer Bursche, der etwas verwildert drein sah, zuvorkam.

„Ei, Ihr Narren,“ schrie dieser, als er einige über und über bepackten Bürger ansichtig wurde, die sich dem obern Thore zu bewegten, und kaum im Stande waren, ihre Last zu tragen; „was habt Ihr Euch denn da aufgelastet, wie die Müllereſel? Meint Ihr, das Zeug alles den Berg hinauf schleppen zu können? Da sieht man doch gleich, daß keiner von Euch noch etwas mitgemacht hat. Was? sollen wir uns da oben von Kleidern und Betten laben, oder gar Tische und Kästen fressen, wie Ihr hier welche auf dem Buckel habt? Dummköpfe, die Ihr seyd! Fort mit dem Plunder und die Kühe und Kälber aus den Ställen! Die werden wir wohl brauchen können, wenn sie uns ein paar Monate oder gar noch länger einschließen und wenn wir das Geziefer hier lassen, so mästen sich blos der Ulmer und Rottweiler dran!“

„Der lange Gideon hat Recht!“ riefen viele Stimmen lachend durcheinander. „Wir wollen unser Vieh selbst essen. Die Reichsstädter mögen suchen, wo sie was zu beißen finden. Sie haben ja Geld zum Kaufen.“

So ward dieser Vorschlag kaum gemacht, als er auch schon ausgeführt wurde und es stand keine halbe Stunde an, so bewegte sich schon ein langer Zug gegen den Zollern hin. Der von Stauffeneck mit einigen der beherztesten Männer des Städtchens bildete die Nachhut und die Reichsstädter wagten es nicht, angreifend zu Werke zu gehen.

Die Zinnen der hohen Burg erglänzten im Abendsonnenscheine, als der Zug die steile Steige, die zum Schlosse hinaufführt, hinanstieg. Nie war dem jungen Stauffeneck die Feste großartiger erschienen, und er dachte sich die Zeit noch fern, da diese gewaltigen Thürme dem Sturme schwacher Menschen weichen müßten.

„Der Herr Graf da oben wird sich freuen, wenn wir ihm ein solches Nachtessen bringen," sagte einer der Bewaffneten zu dem von Stauffeneck, in welchem dieser alsbald den Mann erkannte, der zur Ausfuhr des überflüssigen Viehes auf die Feste Zollern gerathen hatte.

„Wahrhaftig," sagte der Ritter, „da hast Du einen klugen Gedanken gehabt und der Graf wird Dir's danken."

„Ei!" meinte der Bürger lachend, „glaubt Ihr, es sey mir blos um den Herrn Grafen zu thun? Ich habe selbst auch gerne etwas Kräftiges unter den Zähnen und wenn uns der Graf nicht fortschickt, so sind meine Kameraden mit mir entschlossen, auf der Feste zu bleiben und ihm ehrlich in der Vertheidigung beizustehen."

„Kräftige Arme werden dem Grafen willkommen seyn und du scheinst das Herz auf dem rechten Fleck zu haben," erwiederte der von Stauffeneck.

„Hab' auch schon tüchtig drein geschlagen," meinte der lange Gideon, seinen schweren Stock schwingend, „und wäre mir nicht bei Haigerloch so ein verdammter Spieß in den linken Arm gefahren, daß ich fast ein Jahr dran

kuriren mußte, so hätte ich wohl nicht unter den Spießbürgern zu Hechingen die letzte Zeit verträumt. Bei Sulz müssen sie hübsche Beute gemacht haben. Doch es ist noch nicht aller Tage Abend."

Der Ritter erwiederte nichts hierauf, denn der Zug war jetzt am ersten Thore angelangt. Der bekannten Stimme des von Stauffeneck öffnete es sich schnell. Von nun an gieng der Weg noch steiler als bisher, aber auffallenderweise war keines der übrigen Thore verschlossen, und an dem ersten schon die Wache so gering, daß sie leicht überwältigt werden konnte. Auch im Schloßhofe bemerkte man keine Vertheidigungs-Anstalten, im Gegentheil schien es, als ob der Graf von Zollern mit Jedermann im tiefsten Frieden begriffen wäre. Aus dem Bankettsaale erscholl lauter Lärm, wie wenn man ein hohes Festgelage feierte.

Bald waren die mitgebrachten Güter, die lebenden wie die todten, untergebracht; auch für die begleitende Mannschaft wurde gesorgt, und nun erst begab sich der junge Ritter in den Trinksaal, seinen Vetter, den Grafen von Zollern, zu grüßen. Zuvor aber ordnete er in des Grafen Namen das Schließen der Thore an und stellte überall Wachen aus.

IV.

Der tapfre Hohenzollern Graf
Er dient dem Württemberger brav,
Er dient ihm redlich früh und spat
In Jagd und Feld, im Feld und Rath,
Doch als verschied Herr Eberhard,
Die Wittw' im Lande Meister ward,
Da sattelt er sein Roß und spricht:
„Fahrt wohl, dem Weibe dien' ich nicht."
Sein Knappe sprach: „Herr, das ist schlimm,
Verwahret Euch vor Frauengrimm;"
Er aber lachte trotziglich:
„Es wird kein Weib verschlingen mich."

G. Schwab.

Der Saal, in den der Ritter von Stauffeneck trat, war ein hohes alterthümliches Gemach, mit gewölbter Decke, so wie man gegenwärtig feuerfeste Wohnungen baut. Die Nischen an den schmalen Fenstern waren so tief, daß man wohl auf eine Dicke der Mauern von zwölf Fuß rechnen durfte. Zierrathen waren außer dem Getäfel der Wand, das aber die Zeit braun gefärbt hatte, und außer einigen Wappenschildern und Harnischen keine zu bemerken. In Mitte des Saales standen drei schwere eichene Tische, einer, der kleinste, der Länge nach von oben herab, und die zwei andern quer über, gleichsam zu den Füßen des kleinen Tisches. Die Tische waren alle dicht besetzt und zwar sowohl mit Speisen und Getränke, als auch mit Leuten, die sich beides wohl schmecken ließen.

Als der von Stauffeneck eintrat, entstand einige Bewegung unter den Männern an den größeren Tischen. Die meisten standen ehrfurchtsvoll auf, um den jungen Ritter zu grüßen. Offenbar gehörten sie dem Kriegerstande an, wie ihre ledernen Hosen und Koller und die eisernen Schienen um die Gelenke an den Tag legten. Ihr Aufstehen

verursachte daher einigen Lärm, der von den Männern am kleinern Tische nicht unbemerkt bleiben konnte, obgleich diese etwas entfernt saßen und die an den Wänden befestigten Fackeln keine allzugroße Helle verbreiteten.

„Was giebt's, Ihr Bursche?" rief eine kräftige Stimme vom obern Ende des kleinen Tisches. „Ich glaube gar, Ihr wollt schon aufbrechen und der Uhlbacher schmeckt Euch nicht mehr. Doch wie? Ist das nicht mein junger Vetter Stauffeneck? Willkommen auf Burg Zollern!"

Der Mann, der diese Worte sprach, hatte bis jetzt zuoberst des Tisches in einem großen Lehnstuhl gesessen, einen mächtigen Humpen vor sich. Jetzt erhob er sich, und man konnte um so deutlicher seine athletische Gestalt unterscheiden. Es war ein Mann von ungefähr etlichen und dreißig Jahren; dunkle Augen blitzten unter den buschigen Braunen hervor und ein schwarzer Bart, der wohl nie geschoren seyn mochte, verhüllte fast seine kühnen Züge. In langen Locken floß sein Haar über die Scheitel herab und eine schmale Halskrause ließ einen Hals und Nacken sehen, von deren Muskelkraft man auf die Stärke der übrigen Glieder schließen konnte. Uebrigens war er nicht kriegerisch angethan, sondern ein weites Kleid umwallte ihn, als hätte er sich's recht bequem gemacht.

Walther von Stauffeneck eilte schnell auf ihn zu, ihm die Rechte reichend, welche dieser so kräftig schüttelte, daß ein minder starker Mann, als der junge Ritter, laut aufgeschrieen hätte.

„Noch einmal herzlich willkommen!" rief der Graf von Zollern fröhlich, denn er war es. „So hat also mein alter Freund Wöllwarth doch Wort gehalten? Ich glaubte schon, der böse Zankteufel, die Mömpelgarderin, würde Dich nicht fortlassen. Aber wir hätten ihr's schon einge-

tränkt! Schon Morgen würde sie unsern Absagebrief erhalten haben, und wir hätten Dich mit Gewalt geholt, wär's nicht im Frieden gegangen. Mein flinker Rath Tritschler hier hatte den Brief schon aufgesetzt und in Ermanglung eines schreibkundigen Pfaffen war das Schreiben schön genug abgefaßt. Heda! Einen Stuhl und noch mehr Wein; mach Dir's bequem, Walther. Die kurze Haft bei der Mömpelgarderin mag schlimm genug gewesen seyn, um einmal einen guten Schluck von Nöthen zu haben."

Der junge Ritter setzte sich zur Rechten des Grafen, und die Lust der Zechenden schien jetzt erst recht erwachen zu wollen. Besonders lebhaft schaute der von Tritschler, ein ältlicher Mann mit tief eingegrabenen Zügen und einer rothen Hahnenfeder auf dem Baret, von dem Feuer der Trinkfröhlichkeit erhitzt. Die Uebrigen am Tische waren meist junge Edelleute, Verwandte des Grafen oder Lehensträger von ihm.

„Du scheinst einige unserer Gesellen zu vermissen?" sagte der Graf von Zollern, die herumschweifenden Blicke des von Stauffeneck bemerkend, „vielleicht unsern Bruder Eitelfritz? Laß' mir den aus dem Spiel! Er hält's mit dem Weiberregimente und wird wohl schon Frieden geschlossen haben mit der allergnädigsten Gräfin von Würtemberg, die sich unsere Oberlehensherrin zu nennen beliebt."

„Hat sich ausgenannt," lachte höhnisch der von Tritschler. „Wird froh seyn müssen, wenn sie nicht bald Vasallin des Grafen von Zollern und Oettingen ist."

„Gut gesprochen, mein kluger Rath," sagte glühend der Graf von Zollern. „Meint nicht das stolze Weib, wir sollten ihr dienstbar seyn, wie nur ein Ritter seinem Lehensherrn dienstbar seyn kann? Ha! der Oettinger sollte

einem Weibe dienen? Fluch über den Gedanken! Verderben der Mömpelgarderin und ihrer Brut!“

Alsbald erklang das ganze Gemach, denn alle Anwesenden thaten auf diesen Trinkspruch Bescheid; nur Walther von Stauffeneck ließ seinen Pokal unberührt.

„Was soll das? rief zornig Graf Friedrich. „Hat sich etwa mein Vetter von Stauffeneck mit der Mömpelgarderin verschworen? Bei Gott, sie wäre schlimm genug, die besten Freunde gegen einander zu hetzen, daß sie sich durch Zank selbst verzehren, wie sie ihren eigenen Mann, den Grafen Eberhard, zu Tode brachte.“

„Die Frau Gräfin hat ein paar schöne Augen,“ höhnte der von Tritschler, „wer weiß, ob die nicht ihre Dienste gethan haben. Auch erzählt man sich gar allerlei von schönen und verführerischen Jungfrauen an ihrem Hofe, denen kein Mann widerstehen könne; am allerwenigsten ein so vollblütiger junger Herr, als der Herr Ritter von Stauffeneck.“

Jetzt erhob sich der von Stauffeneck, indem eine hohe Röthe seine Wangen färbte. „Bin ich etwa,“ rief er so laut, daß augenblicklich alle Andern schwiegen, „deßwegen in die Burg meines Vetters, des Grafen Friedrich von Zollern, eingeritten, um mir von seinen Dienstpflichtigen Hohn sprechen zu lassen? Der Herr Graf weiß es recht wohl, und ich habe es ihm oft genug bewiesen, hoffe es es auch noch fürderhin beweisen zu können, daß ich stets bereit bin, mein Leben für ihn einzusetzen. Sollte es aber Einer wagen, und wäre es auch des Grafen vertrautester Freund und geheimster Rathgeber, sollte er es wagen, über mich oder über Andere, die mir freundlich sind, Verläumdungen auszusprechen, bei Gott, der soll meines Schwertes Schneide zu kosten bekommen, bis ihm der Appetit zu

dergleichen Dingen vergangen wäre. Ihr aber, Herr Graf, denkt nicht so niedrig von der Gräfin von Württemberg, wenn sie gleich nur ein Weib ist. Sie mag auch ein launisches, zank- und händelsüchtiges Weib seyn, aber sie weiß, was Ritterpflicht heißt, und wenn je ein Weib zum Herrschen geboren war, so ist sie es."

Verwunderungsvoll hörte der Graf von Zollern diese kräftig gesprochenen Worte. Eine tiefe Röthe schien einen wild ausbrechenden Zorn zu weissagen; doch bald faßte er sich und der Zorn machte einem spöttischen Lächeln Platz. „Gott steh' uns bei," sagte er endlich kaltblütig. „Der Bursche ist wirklich verliebt; unsere ärgste Feindin wird am Ende noch unsere Verwandtin!"

„Spottet immerhin," erwiederte Walther, „aber glaubt ja nicht, daß die Gräfin unedel von Euch denke. Sie hat mich ritterlich gehalten, ja fast noch mehr, aber sie that es nicht mir, sondern Euch zu lieb, weil sie Euch hochhält, als den ersten Ritter in der jetzigen Christenheit. Ihr habt Feinde genug zu besiegen; gebt nicht falschen Einflüsterungen Gehör, sie möchten Euch in noch ärgere Händel, als Ihr schon habt, verwickeln, und diese könnten leicht weiter führen, als die Fehde mit den Spießbürgern. Ihr wißt ja selbst, wie es denen von Geroldseck ergangen ist, die doch auch auf ihr Schwert trotzen konnten. Und diesen standet Ihr bei! Euch aber, — ist auch nur ein Einziger von Ihnen und ihren Verbündeten da, um Euch gegen die Reichsstädter, die bereits in starken Haufen heranziehen, zu unterstützen? Doch wir brauchen sie nicht. Um die Ulmer und Rottweiler zu klopfen, sind wir selbst noch stark genug."

„Es ist Schade, daß Du kein Pfaffe geworden bist, Vetter," sagte der Graf lächelnd, dem von Stauffeneck die Hand reichend. „Du hättest einen guten Sittenprediger

abgegeben, und die christliche Kirche hätte in gegenwärtigen schlimmen Zeiten solcher Männer wohl von Nöthen. Aber es ist doch besser so, denn wir sind starker Arme bedürftig, um uns unserer Haut zu wehren. Ich rede nicht von den Spießbürgern, die ihr Müthlein an mir kühlen wollen," fuhr er ernster fort, „diese werden wohl bald wieder abziehen, und wären ihrer auch doppelt so viel, als die hungrigen Krämer ins Feld stellen. Aber diese Gräfin Henriette — glaubst Du, daß sie es mir je vergessen werde, daß ich ihr den Lehensdienst aufgesagt? Sie wartet nur, bis sie mich für geschwächt genug hält, um dann leichtes Spiel zu haben. Doch Dir zu lieb wollen wir jetzt Friede mit ihr halten, und zwar so lange, als sie ihn selbst hält."

Der Streit hatte die Fröhlichkeit verscheucht, und es drohte jetzt so still im Saale zu werden, als wäre er ein Bethaus gewesen. Der Graf von Zollern bemerkte den unangenehmen Eindruck sogleich.

„Wie, Ihr lustigen Gesellen?" rief er mit schallender Stimme; „seyd Ihr ob dem dummen Streite eingeschlafen? Könnte man doch fast meinen, Ihr seyd so eben zur Beichte gegangen, und doch habe ich seit dem tollen Concil von Costnitz meinen Burgpfaffen fortgejagt! Die Fackeln sind abgebrannt, steckt frische auf. Die Spießbürger mit ihren Söldnern sollen sehen, wie echte Rittersleute sich vor einem solchen Feinde fürchten!"

Sogleich eilten einige Diener, den Befehl zu vollstrecken, aber in demselben Augenblicke verbreitete sich eine solche Helle im Saale, daß die Fackeln unnütz waren. Alles eilte an die Burgfenster. Hier zeigte es sich bald, was als die Ursache der sonderbaren Helle anzusehen sey; ein großes Feuer brannte in der Ebene; der ganze Horizont ward davon erleuchtet und die Wolken sahen so blutigroth

aus, als wie bei der schönsten Abendröthe; das Feuer war so stark, daß es kaum eine halbe Stunde entfernt schien.

„Bei Gott, die Schurken haben Hechingen angezündet," rief Graf Friedrich mit dem Fuße stampfend.

Er hatte sich getäuscht, es war ein entfernteres Dörfchen, das dem Grafen von Zollern angehörte. Die Flammen schlugen immer heller auf. Lange und trübe schaute Friedrich von Zollern in das Feuer, das seine Habe verzehrte.

„Da sieht man die Krämerseelen," sagte leise einer der jungen Edelleute zu einem andern; „sie beginnen mit Sengen und Brennen."

„Sollten wir's ihnen nicht entgelten?" war die eben so leise Antwort; aber so stille war's in diesem Augenblick in dem erst noch so lärmenvollen Saale geworden, daß dem Grafen Friedrich diese Worte nicht entgiengen. Wie ein Blitz war die trübe Wolke aus seinem Gesichte verschwunden. Dem Gedanken folgte eben so rasch der Entschluß.

„Wir wollen's entgelten," rief er kurz und entschieden.

„Wer folgt mir? Rasch zu Pferde. Ehe eine Stunde vergeht, muß der rothe Hahn in ein rottweilisches Dorf geflogen seyn."

Schnell tummelten sich die Ritter und Knechte.

„Aber es ist schon spät," meinte der von Tritschler, „und der Feind könnte einen Ueberfall wagen."

„Oder Ihr möchtet von der kühlen Abendluft den Schnupfen bekommen," ergänzte der Graf von Zollern. „Darum bleibt nur immerhin hier, und mit Euch mein Vetter von Stauffeneck, die Burg zu beschirmen. Du wirst müde seyn, Walther, von Deinem Ritte von Nürtingen her," setzte er, sich umwendend, hinzu.

Allein der von Stauffeneck war schon in den Hof hin-

ausgeeilt und ordnete die Schaar der Reiter, welche den Zug mitmachen sollten. Als der Graf gewappnet heraustrat, saßen schon alle zu Pferde.

„Ich nahm eines von Euren Rossen," sagte Walther zum Grafen, „das meinige ist zu müde."

„Du sollst's von nun an behalten," erwiederte dieser freudig, „nie könnte ich's einem treueren Freunde geben."

Leise wurden die Thore aufgeschlossen und die Reiterschaar sprengte bald in der Ebene gegen Balingen und Rottweil hin. Noch war es nicht Mitternacht, da loderte in jener Gegend ein hohes Feuer auf, und ward immer mächtiger und größer, bis es den ganzen Horizont roth gefärbt hatte. Es war ein großes Dorf, der reichsfreien Stadt Rottweil angehörig, das in dieser Nacht verbrannte. Wohl hatten sich die Einwohner zur Wehre gesetzt gegen die Brandstifter; aber was wollten die Wehrlosen gegen die bewaffnete Schaar? So rächte sich der Ritter in damaligen Zeiten und Niemand hieß ein solches Verfahren unritterlich. — Ehe der Morgen graute, war Graf Friedrich mit den Seinen auf Burg Zollern zurückgekehrt.

V.

Ein einz'ger Mann zur Flucht sich wendt',
Da nahm's mit dem Sieg ein schmählich End.
Altes Lied.

Schon fast zwei Monate dauerte die Belagerung der Feste Hohenzollern, aber die Belagerer waren nicht einen Schritt weiter gekommen. Am Fuße des Berges war ihr Lager aufgeschlagen, ein weites Feld von linnenen Zelten.

In Mitte desselben erhob sich auf einem kleinen Hügel ein größeres Zelt, wahrscheinlich die Heerberge der Anführer; denn vor demselben waren zwei hohe Standarten aufgepflanzt, die Fahne mit den Wappen der beiden Reichsstädte Rottweil und Ulm. Rings um das Lager war ein Graben gezogen worden, der mit Pallisaden versehen war; vielfache Wachen beurkundeten die Wachsamkeit der Reichsstädter, vielleicht aber verstärkte auch Furcht diese Wachsamkeit, denn der Graf von Zollern war seiner Seits auch nicht schläfrig, und oft wurden die Spießbürger mit ihren Söldnern aus dem Schlummer erweckt, weil der Graf einen Ueberfall gewagt hatte. Dieser schien sich übrigens sonst um die Belagerung gar wenig zu kümmern. Allnächtlich erglänzten die Fenster der hohen Burg von hellem Fackelscheine, und man hörte oft unten in der Stille der Nacht das Jubeln der Zechenden, gleichsam zum Hohn der Belagerer, die nicht eben Ueberfluß an Lebensmitteln zu besitzen schienen. Schon verzweifelten die Rottweiler und Ulmer an dem Gelingen ihres Plans, den Grafen für seine frühere Raubzüge und Plackereien aller Art zu züchtigen, denn Friedrich von Zollern trieb es ärger als zuvor; gar manche Zufuhr, die sie erhalten sollten, ward von des Grafen kühnen Gesellen abgeschnitten, und auf viele Stunden Wegs war kein Waarenzug, der nach Rottweil oder Ulm gieng, sicher; denn die Reichsstädter waren zu schwach, um den ganzen Berg einzuschließen und ließen dem beutelustigen Oettinger und seinen tapfern Gesellen der Wege genug offen, um, ohne das Lager der Belagerer zu berühren, ihre Züge zu bewerkstelligen und das ganze Land umher zu brandschatzen. Einen Sturm auf die Feste zu wagen, schien bei den großen Streitkräften der Belagerten unausführbar, und

so sicher fühlte sich der Graf Friedrich, daß er immer nur das äußerste Thor geschlossen hielt.

Eines Sonntag Morgens jedoch war auf dem Schlosse Zollern schon in der Frühe die ganze Besatzung auf den Beinen. Der ganze Schloßhof war mit Reitern und Gewappneten angefüllt. Es schien eine größere Unternehmung im Werke zu seyn, und die Rosse der Anführer warteten nur noch ihrer Reiter, um sogleich zum Kampfe auszurücken. Es stand nicht lange an, so erschien Graf Friedrich, der Oettinger, in völligem Harnisch, ihm zur Seite der von Stauffeneck und von Tritschler.

„Da drüben in Belsen läuten sie schon zusammen," sagte der Graf, „und unsere frommen Krämerseelen da unten werden auch nicht säumen, ihr Ave zu beten. Nun, wir wollen ihnen ein schönes Marie dazu singen. Was meint Ihr, Tritschler," fuhr er gegen diesen gewandt mit höhnischer Miene fort, „Ihr habts ja immer mit den Pfaffen gehalten, wird's wohl keine Sünde seyn, am heiligen Sonntage das Lager seiner Feinde zu erstürmen? Sollte es mir nicht vielleicht mehr frommen, wieder einen Pfaffen einzuthun, und in der Kapelle vor dem Crucifix zu liegen und den lieben Herrgott walten zu lassen, der mir die Ulmer nnd Rottweiler schon von selbst klopfen wird, wenns ihm so lieb ist?"

Der von Tritschler erwiederte keine Silbe; der von Stauffeneck aber flüsterte dem Grafen einige leise Worte ins Ohr.

„Ich wollte Dir nicht wehe thun," fuhr nach einer Pause der Graf mit veränderter Stimme fort; „du bist ein treu und ehrlich Gemüth. Aber Du kennst sie nicht, diese Pfaffen, diese heimtückische, elende Brut, dieses Schlangengeziefer mit der glatten Zunge und dem giftigen Stachel. Glaubst

Du, die Reichsstädter lägen heute da unten vor meiner Burg, wenn sie nicht wären? Hätte ich dem Abte von Rottenmünster nicht sein Recht angethan, hätte ich meinen Burgpfaffen, den niederträchtigen Spion und Verräther, nicht mit Schand und Schimpf davongejagt, glaube mir, ich könnte gegenwärtig mein Haupt so ruhig niederlegen, als mein Bruder, der Eitelfritz. Aber noch scheint die Sonne über Burg Zollern und wenn alle Pfaffen der Welt gegen sie anrennten, sollen sich ihnen die Thore nicht öffnen, sondern sie mögen sich die Köpfe an den Mauern blutig stossen. Heda, Ihr Leute," fuhr er kräftig und wie neu ermuthigt fort, „frisch in die Sättel und daß mir keiner heimkehrt, ohne einen Reichsstädter am Schwanz seines Rosses angebunden zu haben. Für jeden gefangenen Spießbürger gebe ich ein Faß Wein preis und wer mir eine Fahne erobert, dem soll jede Bitte gewährt seyn, die er an mich thut."

Nun wandte er sich an seine zunächst stehenden Begleiter. „Haltet genau die Zeit ein," sprach er mit leiserer Stimme. „Ihr, mein kluger Tritschler, da Ihr darauf besteht, einen Haufen anzuführen, zieht mit den Eurigen an der linken Seite hin, ich gehe gerade aus, und Du, mein tapferer Vetter, überfällst sie von der Rechten. Der Tritschler beginnt den Angriff, und haben sie erst ihre Streitkräfte gegen ihn gewandt, dann frisch drauf los, das Lager ist unser. Wir wollen sie schon zwingen, ein Mal ihre tolle Belagerung aufzugeben, und geht's heute nicht, so zünden wir ihnen ihr Rottweil und Ulm vor der Nase an. Gedenkt des Feldgeschrei's: Zollern und Oettingen."

Die Ritter setzten sich zu Rosse und vor dem Thore schlugen die drei Haufen verschiedene Wege ein.

Im Lager herrschte die größte Ruhe und die Reichs-

städter mochten sich wohl auf einen so frühen Besuch nicht gefaßt haben. Plötzlich aber ertönte es von der linken Seite her wie Hufschlag, und mit einem Male ward ein Trupp Reiter sichtbar, den bisher ein Wäldchen versteckt hatte. Es war der von Tritschler mit seiner Schaar. Im Nu war das Lager auf den Beinen, aber bereits begann auch der Angriff. „Zollern und Oettingen,“ rief's auf der einen Seite, „Ulm und Rottweil“ auf der andern. Die Anführer sammelten in der Eile ihre Schaaren und führten sie gegen den Feind, dessen geringe Anzahl bald entdeckt war. Der Angriff des von Tritschler wurde daher auch glücklich abgeschlagen, aber bereits war ein anderer kräftigerer Feind auf dem Kampfplatze erschienen, denn unvorhergesehen brach der Oettinger mit seiner auserlesenen Schaar von der Mitte herein und wie im Sturm warf er Alles vor sich nieder. Der Kampf ward nun allgemein; die Pallisaden, hinter denen sich die Reichsstädter sicher glaubten, wurden niedergetreten, als wären es leichte Zaunstecken und man griff bereits zu den Schwertern, da die Lanzen und Speere in der Nähe nicht mehr zu gebrauchen waren. Gerade zur rechten Zeit langte jetzt auch der von Stauffeneck auf dem Kampfplatze an. Mit einem kühnen Satze sprengte er über den Graben und die Pallisaden, denn sein Ziel waren die Standarten der Reichsstäder.

„Victoria!“ rief Graf Friedrich, als er das rasche Vordringen seines Vetters bemerkte, „das Lager ist unser, die Spießbürger fliehen.“

„Victoria!“ rief der von Stauffeneck, indem er mit kräftiger Linken eine der reichsstädtischen Fahnen ergriff, während er mit der Rechten ihren Träger mit einem Schlage zu Boden warf.

Bereits schien das Geschick des Tages entschieden. Die

Reichsstädter zogen sich fechtend zurück und mußten, so tapfer auch ihre Anführer alle Pflichten als Soldaten und Hauptleute erfüllten, immer mehr Raum geben.

„Ich will mir das beste Stückfaß verdienen,“ schrie der lange Gideon, der sich immer dicht zur Seite des von Stauffeneck gehalten und schon manchen Feind zu Boden geschlagen hatte, indem er mit gewaltigem Sprunge einen der tapfersten Führer überritt und seinen Nebenmann, als wäre es ein leichter Spielball, zu sich aufs Pferd zog und als ein Felleisen quer überlegte. Aber plötzlich wurde den Zollernschen der Sieg, der schon gewiß schien, aus den Händen gerissen. Mochte es Feigheit seyn, oder Folge einer Wunde, der von Tritschler wandte sich plötzlich zur Flucht und machte dadurch den bedrängten Reichsstädtern Luft.

„Rette sich, wer kann!“ schrie er und jagte in tödtlicher Angst der Burg Zollern zu. Die Seinigen stutzten und die Reichsstädter, den Augenblick benützend, drangen neu ermuthigt vor. Eine allgemeine Verwirrung entstand auf dem linken Flügel und ihrer Seits riefen nun die Reichsstädter „Victoria!“

Doch der Graf von Zollern verlor weder den Muth, noch die Besonnenheit. Schnell sammelte er die Seinen wie in einen Knäul und drang nun unaufhaltsam in die Hauptmacht der Reichsstädter dem von Stauffeneck entgegen, um sich mit diesem zu vereinigen.

„Die Fahnen sind unser,“ schrie er. „Vorwärts, das Lager ist erobert.“

So stürmisch war der Andrang, so kräftig unterstützten den Oettinger seine Krieger, daß der Feind wie Spreu auseinanderstiebte. Wo des Oettingers Schwert hintraf, sank ein Reichsstädter zu Boden; wo seine Schaar einhieb, entstand eine tiefe Lücke. Aber es war die höchste Zeit.

Die Reichsstädter hatten sich längst von ihrem ersten Schreck erholt und ihre überlegenen Massen gesammelt. Der von Stauffeneck hatte daher mit seinem kleinen Häufchen einen harten Stand, denn er war bereits von Feinden ganz umringt, und es entstand nun ein Kampf auf Leben und Tod um die erbeuteten Fahnen. Der junge Ritter focht wie ein Löwe, aber auch er erkannte, daß nur in der Vereinigung mit dem Grafen von Zollern Rettung zu finden sey gegen die feindliche Uebermacht.

„Zollern und Oettingen!" schrie er, daß es laut den Schlachtlärm übertönte. „Mir nach, dem Oettinger zu Hülfe!"

Bestürzt wichen die Belagerer zurück und in wenigen Augenblicken waren die beiden Fähnlein des Grafen von Zollern und seines tapfern Vetters vereinigt. Aber es war nur ein kleines Häuflein gegen die Schaar der Reichsstädter.

„Wir müssen uns zurückziehen," sagte der Graf von Zollern zu dem von Stauffeneck, der nun ihm hart an der Seite kämpfte. „Es sind ihrer so viele, daß sie uns erdrücken könnten."

Das kleine Häuflein zog sich eng zusammen; aber obwohl die Feinde mit viermal größerer Macht vordrangen, obwohl die Meisten der Zollern'schen verwundet und ihre Rüstungen mit Staub und Blut bedeckt waren, so geschah doch der Rückzug so langsam und in solcher Ordnung, daß er eher einem Siegeszuge, denn einer Flucht glich. Jeder neue Angriff der Reichsstädter ward mit Hohngeschrei zurückgeschlagen, und weder die eroberten Fahnen wurden wieder verloren, noch einer der vielen Gefangenen, die in der Mitte des Häufleins wehrlos eingeschlossen, mit fortgerissen wurden. Wohl waren dem Zollern die Reichsstädter stets hart auf den Fersen und jeder Schritt der Burg

Zollern zu mußte mit Blut erkauft werden, aber bald hatten die Verfolger das Terrain gegen sich, denn es gieng immer steiler aufwärts, je weiter man sich vom eigentlichen Kampfplatze entfernte, so daß die reichsstädtischen Führer, fürchtend, es möchte sich der Hohenzollerngraf plötzlich wieder zum Angriff wenden, von selbst ihren Truppen Halt geboten. Ungestört wurde nun der Rückzug vollbracht, aber auf der Mitte des Weges kam ihnen der von Tritschler entgegen, mit ihm der Rest der Besatzung.

„Ihr seyd gerettet," rief er schon von weitem. „Gelobt sey die Jungfrau Maria! Aber ich hätte Euch herausgehauen, und wären der Feinde auch zehnmal mehr gewesen."

Der Graf von Zollern schaute ihn mit einem sonderbaren Lächeln an; es war ein Lächeln, das fast an Verachtung grenzte.

„In der That?" sagte er. „Es kommt uns fast so vor, als wäret Ihr der rechte Mann in der Noth. Was meint Ihr," setzte er leiser, aber mit einem nichts Gutes weissagenden Blicke hinzu; „was meint Ihr, wenn ich Euch als Feigling dort an die hübsche Eiche aufhängen ließe? Ihr verdientet nichts weniger wegen Eurer schnellen Flucht."

Der von Tritschler ward bleich wie die Wand. „Ihr werdet doch nicht...." sagte er bebend. „Euer treuster Freund...."

„Seyd ohne Furcht," fuhr der Graf nach einer Pause fort, sich an der Angst des Ritters weidend, „ich habe nie viel auf Euren Muth und Eure Tapferkeit gehalten. Ihr könnt mit der Feder umgehen und habt eine gute Zunge, aber das Herz eines echten Ritters habt Ihr nicht im Leibe. Der geringste meiner Knechte gäbe einen bessern Anführer,

als Ihr einer seyd. Kommt mir nie mehr mit dem Ansinnen, mit in den Kampf ziehen zu wollen."

Der von Tritschler wagte es nicht, ein Wort zu erwiedern, aber seine Augen blickten giftig zur Erde, und in seinen Mienen war deutlich zu lesen: „ich will mich rächen." Die Knechte sogar schienen ihm seiner zu spotten.

Der Zug war auf dem Schlosse angelangt. Kaum gönnte sich der Graf von Zollern Zeit, die Rüstung abzulegen, so wurden die Gefangenen zum Verhöre geführt. Dieses schien nicht sehr ergötzlicher Art zu seyn, denn des Grafen Gesicht war ernst und streng. Auch der von Stauffeneck schien heftig bewegt, nur der von Tritschler blickte fast schadenfroh. Jetzt wurden die Gefangenen entfernt und lange herrschte tiefe Stille im Saale.

Der Graf von Zollern gieng schweigsam auf und nieder.

„Habe ich es Dir nicht gesagt," rief er endlich, vor dem von Stauffeneck stehend bleibend, „die Gräfin Henriette ist ein Weib, wie alle Andern? Ein falsches, heimtückisches Weib, das Dir hinterrücks den Dolch einzudrücken sucht, während sie Dir von vorn das Kinn streichelt? Eine schwache, banditenartige Regentin, die nicht weiß, was Rittersitte heischt und deutsche Biederkeit befiehlt? Oder wäre das etwa ein Zeichen ihrer Ritterlichkeit und Biederkeit, daß sie insgeheim den Spießbürgern Truppen zusendet, ohne mit mir in offener Fehde zu stehen? Doch wie konnte Ich auch je von der Mömpelgarderin etwas Besseres erwarten!"

Lange gieng er wieder auf und ab, mit schnellen Schritten das Gemach messend. Endlich aber schien er zu einem Entschlusse gekommen zu seyn.

„So muß es seyn," sprach er. „Ich will's ihr eintränken. „Jetzt seyd Ihr an Eurem Platze, Ihr tapferer Krieger," wandte er sich an den von Tritschler. „Euer

wackeres Mundstück wird mir nun bessere Dienste thun, als es Euer Schwert vermag. Die schlimme Händelsucherin soll ihren Mann finden."

Lange besprach er sich mit dem von Tritschler, und dieser wußte so sehr dem Grafen zu Gefallen zu reden, daß alle Einreden des von Stauffeneck nichts fruchteten.

„Du hast die Gefangenen selbst gesehen und gehört;" war das Einzige, was er erwiederte. „Unter neununddreißig sind es siebzehn württembergische Unterthanen und zum Theil Leibeigene der Gräfin. An die sechshundert stehen dort im Lager der Reichsstädter gegen mich, und ihre Zahl mehrt sich sicherlich mit jedem Tage. Sprich mir nicht von Uebereilung und Bedachtsamkeit. Ich will's so haben und wäre auch der tapfere Eberhard zehnmal mein Freund und Lehnsherr gewesen. Er war ein Mann," setzte er stolz hinzu. „Mit ihm in Leben und Tod. Sie aber ist ein Weib, ein feiges, heimtückisches Weib. Aber sie soll erfahren, daß der Oettinger vor keinem Weibe die Waffen streckt, und wäre dieselbe auch die Herrin von halb Deutschland."

Erst spät in der Nacht trennte man sich, und der von Stauffeneck machte sich manch trübseliges Bild von der Zukunft. Der bevorstehende Kampf mit der Gräfin von Württemberg trennte ihn wohl auf immer von der Geliebten.

VI.

Kein feiges Weib, wie Du geglaubt,
Es traf Dein Hohn ein Fürstenhaupt.
G. Schwab.

Zwei Tage nachher herrschte in dem Hofe zu Stuttgart eine mehr als gewöhnliche Bewegung. Es waren Gesandte der beiden freien Reichsstädte Ulm und Rottweil angelangt.

Stuttgart war damals noch sehr klein, nur die jetzige Altstadt stand, und kaum 5000 Einwohner lebten darin. Die Stadt war nicht sehr befestigt, obgleich hohe Ringmauern dieselbe umzogen, denn die Grafen von Württemberg residirten nur zu Friedenszeiten darin. Brach ein Krieg aus, der ihre eigenen Stammlande bedrohte, so zogen sie sich auf eine ihrer festen Burgen zurück, die im Lande zerstreut umher lagen. Noch stand damals die Feste Rothenberg, die Stammburg derer von Württemberg, kaum zwei Stunden von Stuttgart gelegen, auf demselben Berge, auf dem sich jetzt eine griechische Kapelle erhebt, erbaut zu Ehren der verstorbenen Gemahlin des jetzigen Königs von Württemberg. In Stuttgart selbst erhob sich zwar auch ein Schloß, aber es war nur von Holz erbaut, und erst hundert Jahre nach der Zeit, in der diese Geschichte spielt, machte dasselbe dem stolzen Gebäude Platz, das uns jetzt unter dem Namen „das alte Schloß" bekannt ist.

Die Gesandten von Ulm und Rottweil begehrten Hülfe von der Gräfin Henriette von Württemberg gegen den Grafen von Zollern. „Haben wir Euch beigestanden gegen die von Geroldseck," sprachen sie, „so steht jetzt auch uns bei gegen den von Zollern." Die Erfahrung hatte sie gelehrt, daß ihre Streitkräfte nicht auslangten gegen den tapfern Ritter, dessen einziger Arm schon mächtiger war, als Dutzende ihrer bezahlten Söldner.

Lange berieth sich die Gräfin mit ihren Räthen, und zum ersten Mal vielleicht ließ sie sich bestimmen, einen ihrem eigenen Willen und ihrer persönlichen Neigung entgegenlaufenden Beschluß zu billigen.

„Laßt Euch nicht von der Leidenschaft, von Eurem Haß gegen den Oettinger hinreißen, hohe Frau," hatte ihr der alte, rauhe Wöllwarth gesagt. „Die Ulmer und Rottweiler

sind schon begünstigt genug von Euch, daß Ihr ihnen erlaubtet, unter Euren Dienstmannen Kriegsleute zu werben. Noch mehr zu thun, wäre weder klug noch Eurer würdig. Die Fürsten und Edlen müssen zusammenhalten, so wie die Reichsstädter und Spießbürger unter sich vereinigt stehen. Jetzt versprechen Euch die Ulmer und Rottweiler gute Dinge, weil sie Eurer bedürftig sind. Aber lasset ein Mal den Zollern besiegt seyn, gebt Acht, wie bald sie wieder gegen Euch selbst auftreten, so bald es ihr Vortheil erheischt. Es sind Krämer und Krämersseelen. Ulm allein wäre reich genug, um 3000 Söldner in's Feld zu stellen, allein es spart sein Geld, weil es meint, mit Andrer Hülfe auch zum Zwecke zu kommen."

So bekamen die Gesandten einen schlimmen Bescheid, und wollten sich schon aufmachen, den Ihrigen die abschlägige Antwort zu verkünden. Aber an demselbigen Morgen ritt der von Tritschler, als Abgesandter des Grafen von Zollern, in Stuttgart ein und begehrte sein Anliegen vorbringen zu dürfen.

Im hohen Audienzsaale des Schlosses waren die Räthe der Gräfin versammelt; die Gräfin Henriette saß auf einem Thronsessel, die Grafenkrone auf dem Haupte, ein prächtiges, golddurchwirktes Schleppkleid floß an ihrem schlanken Leibe bis auf den Boden hinab; nie war ihr Gesicht stolzer, als an diesem Tage, denn sie glaubte, der trotzige Oettinger habe sich gedemüthigt und bitte sie um Hülfe gegen die Reichsstädter.

„Wohlan," sprach sie, als der von Tritschler eingeführt wurde, „so beginnt Eure Mähr. Ist der Zollern endlich zu Kreuze gekrochen? Will er Uns als seine Lehnsherrin erkennen, auf daß wir dem Vasallen die gebührende Unterstützung nicht versagen?"

„Mit Nichten, Frau Gräfin," erwiederte der von Tritschler mit höhnischer Geberde. „Nie war Graf Friedrich von Zollern und Oettingen anderwärtiger Hülfe weniger benöthigt, als in diesem Augenblicke. Ich bin vielmehr abgesandt, Euch, die Gräfin von Württemberg und Mömpelgard, ob Einigem, was vorgefallen, zur Rechenschaft zu ziehen."

Der von Tritschler sprach diese Worte mit jenem kalten, verachtenden Ausdruck, der mehr beleidigt, als die herbsten Reden. Auch verfehlte er seinen Endzweck nicht.

„Zur Rechenschaft zu ziehen?" rief die Gräfin, indem hohe Röthe ihre Wangen bis zum Busen hinab färbte. „Uns, seine Lehnsherrin will der Vasall zur Rechenschaft ziehen? Doch," fuhr sie fort, indem sie plötzlich von der größten Heftigkeit zu einer sanften Sprache übergieng, „macht nur weiter, Herr Abgesandter, wir sind schon darauf gefaßt, noch andere Dinge zu hören."

„Es kann Euch nicht unbekannt seyn, Frau Gräfin," sprach der von Tritschler weiter, „daß der Graf von Oettingen und Zollern mit Jedermann gegenwärtig in Frieden lebt, außer mit den freien Reichsstädten Rottweil und Ulm. Auch mit Euch, Frau Gräfin, ist er in keiner Fehde begriffen. Dennoch finden sich in dem Heere der Reichsstädter, das gegenwärtig vor Zollern liegt, viele Angehörige der Grafschaft Württemberg; ja als der Graf von Zollern vor zwei Tage beinahe das Lager der Städtischen erstürmt hatte, machten wir etwelche Gefangene, die noch leben und ausdrücklich aussagen, nicht ohne Euren Willen in Sold der Städter getreten zu seyn. Nunmehr sendet mich der Graf, Euch zur Rede zu stellen, wie Ihr gegen allen Brauch und aller Sitte entgegen, es wagen könntet, den Reichs-

städtern gegen den Grafen Hülfe zu senden, ohne ihm gekündigt zu haben.“

Die Gräfin war bald roth, bald bleich; aber nach einiger Ueberwindung gelang es ihr, einen ruhigen Ton zur Antwort zu finden.

„Wir kennen die stolze Sprache des Grafen Friedrich,“ sagte sie; „allein wir fragen nun Euch hinwiederum, ist es Euch etwa unbekannt, daß der Graf, unser Vasall, uns die Lehnsherrschaft gekündigt hat, und daß wir deßwegen das Recht haben, denselben zu bekämpfen, wann und wo wir wollen?“

„Der Graf von Zollern,“ erwiederte der von Tritschler noch höhnischer als zuvor, „hat mich nicht beauftragt, hierauf zu antworten, sondern er begehrt nur einfache Antwort, ob Ihr geständig seyd, den Städtern heimliche Hülfe gesandt zu haben.“

„Und wenn wir solches gethan?“ sagte die Gräfin, und ihre Stimme zitterte vor Spannung; „wenn wir den Städtern erlaubt haben, unter unsern Dienstmannen zu werben, was ist des Grafen Begehr und Antwort weiter?“

„Dann,“ war des Abgesandten Gegenrede, „läßt Euch der Graf von Zollern und Oettingen durch mich Folgendes entbieten. Doch ich bitte wohl, nicht zu vermeinen, die Worte, die ich jetzt zu sprechen gezwungen bin, kämen aus meinem Munde. Es will mich hart ankommen,“ meinte er wie bedauernd, „die Redensarten zu wiederholen, aber es sind des Grafen eigene Worte. Der Graf von Zollern, genannt der Oettinger,“ fuhr er jetzt mit erhabener Stimme fort, „sagt Euch auf, für immer und ewig, er erklärt Euch für ein heimtückisch hinterlistig Weib, dem kein Ritter mit Ehren dienstbar seyn könne, da Ihr mit heimlichen Waffen kämpft; er nennt Euch eine Widersacherin und Widerbelle-

rin, die man mit Gewalt vom Regimente entfernen sollte, weil kein zanksüchtig, eitel Weib auf dem Stuhle sitzen soll, der für Männer bestimmt ist. Er ruft Schmach und Schande über alle die, welche einer ...."

Bis hierher hatte der Abgesandte des Grafen von Zollern seine Rede ohne Unterbrechung geführt, wenn gleich die Räthe und Vasallen der Gräfin von Württemberg mit immer steigenderem Zorn zuhörten. Als sich aber die Schmähworte häuften, und im Munde des von Tritschler noch gehässiger und giftiger sich gestalteten, als wenn sie der Graf von Zollern selbst gesprochen hätte, da ließ sich der allgemeine Unwille nicht noch länger bewältigen. Es entstand ein solch schrecklicher Tumult, daß man die letzten Worte des Abgesandten unmöglich mehr vernehmen konnte. Die Edelleute im Saale waren heftig aufgesprungen und mehrere stürzten mit gezogenen Schwertern auf den von Tritschler los. Bleich und todesgewärtig wich dieser zurück.

„Nieder mit dem Schurken!" ertönte es im Saale. „Werft den Hund zum Fenster hinaus!"

Der bis zum Letzten geängstigte Mann bewegte die bleichen Lippen, aber man vernahm in dem Lärm keine Silbe.

„Sprich nicht weiter," rief der alte Wöllwarth, indem er mit gezogenem Schwerte sich an ihn drängte, ihn zugleich bedrohend und vor den übrigen Rittern beschützend. „Keine Silbe mehr, oder Du bist ein Kind des Todes."

Auch der junge von Geroldseck, der nun schon längere Zeit am Hofe der Gräfin von Württemberg verweilte und seines einnehmenden, obwohl stolzen Wesens halber von dieser hoch in Ehren gehalten wurde, hatte sein Schwert gezogen.

„Glaubt ihm nicht," schrie er den Lärm fast übertäu-

bend; „es ist unmöglich! der Oeltinger führt keine solche Reden, der Tritschler hat sie schnöde erfunden.“

Dennoch wollte sich der Tumult nicht legen. Immer heftiger wurden die Stimmen, welche die gewaltsame Entfernung des Zollernschen Gesandten wollten und wohl wäre es möglich gewesen, daß dem von Tritschler nun ein Leides geschehen wäre, obgleich er ein Abgesandter und als solcher heilig zu halten war, wenn nicht die Gräfin von Württemberg sich in demselben Augenblicke voll Stolz und Hohheit erhoben und ihren Rittern und Vasallen Stillschweigen zugewunken hätte.

„Haltet ein,“ rief sie und ihre helle Stimme übertönte den Lärm. „Steckt Eure Schwerter in die Scheide, Ihr Ritter. Bedenkt, daß es nur ein Gesandter des Grafen, nicht dieser selbst ist, der so eben gesprochen hat. Gebt Ruhe, sage ich,“ fuhr sie heftiger fort, als noch immer nicht alle Schwerter in die Scheide zurückgekehrt waren und der Lärm sich nicht alsobald legen wollte. „Ich befehle es, ich die Herrin von Württemberg und Mömpelgard. — Dir aber,“ sprach sie nun nach einer Pause zu dem von Tritschler gewendet, nachdem in der That plötzlich eine Todtenstille eingetreten war — und ihr Auge leuchtete bei den hochherzigen Worten. „Dir, Du schnöder Bote eines noch schnöderen Herrn, Dir sage ich zur Antwort an den Grafen von Zollern und Oettingen: Er, der mich in Dir so hart beschimpft hat, Er soll dieß heimtückisch und hinterlistig Weib, Er soll die Gräfin von Württemberg kennen lernen. In offenem Kampfe wird sie ihm entgegentreten und nicht nur ihn, sondern auch seine Feste Hohenzollern, alle seine Dörfer und Habe soll dieses verachtete Weib verschlingen, denn er soll erfahren, daß er nicht ein feiges Weib, sondern seine Fürstin beschimpft hat.“

Rasch erhob sie sich und verließ mit stolzen Schritten das Gemach, von ihren Edeldamen und Schleppträgern gefolgt. Dem von Wöllwarth aber gab sie zuvor noch den Auftrag, für die Sicherheit des Zollernschen Abgesandten zu wachen.

Noch an demselben Abend flogen Boten über Boten im Lande umher, die Lehensträger der Gräfin von Würtemberg zur neuen Fehde aufbietend, denn diese war fest entschlossen, den Reichsstädtern mit einer starken Mannschaft beizustehen. Der von Tritschler aber erbat sich eine geheime Audienz, da er Wichtiges zu eröffnen habe.

VII.

Und er verrieth seinen Herrn und Heiland um 30 Silberlinge.
Heil. Schrift.

Es war schon spät in der Nacht desselbigen Tages, und noch immer lag Adalbertha von Riedern unter dem Fenster, mit sinnendem Blick in die mondbeleuchtete Gegend hineinschauend. Sie gedachte wohl des fernen Geliebten und der verlorenen Hoffnung, ihn je zu besitzen; denn wie hätte der Ohm, der erste Rath der Gräfin, in eine Verbindung mit ihm, dem Anhänger des von Zollern, mit dem jetzt die Fehde beginnen sollte, willigen können? Manche Thräne rann über ihre Wangen, ohne daß sie sich die Mühe genommen, sie zu trocknen.

Sah sie ja Niemand, als der verschwiegene Mond! Vielerlei Entwürfe giengen durch ihre Seele; sie wollte dem theuren Ritter zu wissen thun, daß er sich lossagen solle von dem bösen Grafen Friedrich; aber wie konnte sie dieß

verlangen, da der Graf nun in gedoppelter Gefahr war? Wäre es nicht eine Feigheit des Geliebten gewesen, jetzt in den Zeiten des ernsten Kampfes, von seinem Verwandten zu lassen? Sie wollte der Gräfin zu Füßen sinken, daß sie wenigstens den von Stauffeneck von der Fehde ausschließe, die alsbald beginnen sollte; aber wie wäre das möglich gewesen, ohne Stauffeneck's Einwilligung? Würde sie nicht die Gräfin ob ihres kindischen Verlangens nur verletzt haben? Sie wußte nicht, was sie wollte; nur das stand in ihrer Seele fest, nie einem Andern anzugehören, als dem von Stauffeneck. Mochte der Ohm auch noch so sehr in sie dringen, nie sollte der von Geroldseck ihre Hand erlangen, denn darauf hin gieng, wie Ihr jetzt schon deutlich geworden war, das Bestreben des alten Ritters von Wöllwarth.

Es mochte wohl Mitternacht seyn, aber noch immer senkte sich kein Schlaf über ihre vom Weinen rothen Augenlieder. „Wo mag nur die Gräfin so lange weilen?" dachte sie, denn der Gräfin von Württemberg Schlafgemach stieß hart an das ihrige, und diese war immer noch nicht zur Ruhe gegangen. „Sie werden wohl Kriegsrath halten," fuhr sie in ihrem Selbstgespräche fort; „und die Gräfin läßt es sich nicht nehmen, auch hier als Herrin und Regentin zu handeln."

Plötzlich hörte sie Geräusch. Die Thüre des Nebengemaches ward leise geöffnet und sie unterschied alsbald den leichten Tritt der Gräfin von einem andern, der seiner Schwere nach einem Manne angehören mußte.

„Wer betritt noch in so später Nacht das Zimmer der Gräfin?" fragte sie verwundert. — Jetzt vernahm sie die Stimme der Gräfin, aber sie rief keine ihrer Kammerfrauen, sie zu entkleiden; es war ein ernsteres Geschäft, das die Gräfin vorhatte.

„Ihr müßt ein wichtig Geheimniß haben,“ sagte Henriette von Württemberg, „daß Ihr auf eine so geheime Unterredung dringt. Doch ich habe Euch nachgegeben. Hier belauscht uns kein Ohr; meine Kammerfrauen warten im Vorzimmer, und nebenan schläft eines meiner Edelfräulein, das wohl schon lange nicht mehr wach seyn wird. Nun sprecht, Herr Ritter, aber macht es kurz, denn es will sich nicht geziemen, daß Ihr lange an diesem Orte verweilet.“

„Ihr seyd gewiß, daß uns Niemand belauscht?“ sprach eine tiefe Mannsstimme in gedämpftem Tone, „wohlan so mögt Ihr erfahren, was mich diese Unterredung verlangen ließ. Ich bin des Grafen von Zollern Freund nicht. Aus diesem mögt Ihr folgern, was ich Euch zu sagen habe.“

„Und dennoch schien es heute Mittag,“ erwiederte die Gräfin bitter, „als wäret Ihr sein bester Freund! Wie hättet Ihr uns sonst solche Worte berichten mögen, als Ihr gethan?“

„Ich that es als Abgesandter des Grafen,“ sagte wieder die tiefe Stimme des Mannes, „ich mußte es thun, so schwer es mir auch fiel. Aber ich weiß auch das einzige Mittel, wie Ihr Euch rächen könnt. Ohne mich könntet Ihr Jahre lang vor der hohen Bergfeste liegen, und kämet dennoch nicht zum Ziele. Ich zeige Euch den Weg, so Ihr Euch mit mir verbünden wollt.“

„Wer bürgt mir aber für Eure Wahrhaftigkeit?“ fragte die Gräfin nach einigem Besinnen. „Soll ich Euch trauen, Euch, den mein Feind als Abgesandter geschickt hat? Euch, dem vertrautesten Rathe des Grafen von Zollern? Bei Gott, so Ihr mir Fallstricke legen wollt, Ihr sollt es mit dem Leben büßen.“

„Ihr mögt mich den schmählichsten Tod sterben lassen,“ antwortete der Mann in dem frühern leisen Tone, „so ich

Euch betrüge. Aber wißt, ich hasse den Grafen, ich will mich rächen. Hat er es nicht gewagt," fuhr er heftiger und lauter fort, „mich einen Feigen zu nennen? Hat er mich nicht beschimpft vor der ganzen Besatzung? Mußt' ich es nicht mitanhören, wie ein junger Fant, der von Stauffeneck, mir vorgezogen und als ein Held gepriesen wurde, während ich die Schmach der Verachtung in Aller Augen lesen konnte? Bei der heiligen Jungfrau, der Zollern und sein Vetter, der Stauffeneck, sollen es büßen, ich liefere sie in Eure Hände. — Hört mich an," sprach er nach kurzer Weile weiter, „ich bin der Vertraute des Grafen. So gering er mir auch mitspielte, er denkt nicht daran, daß ich ihn verrathen könnte; so habe ich die Mittel in Händen, sein Verderben zu beschleunigen." — Hier ward die Stimme so flüsternd, daß es dem Fräulein unmöglich war, auch nur ein Wort weiter zu verstehen. Lange noch dauerte die Unterredung, aber worin sie bestanden, welche Mittel der Verräther an die Hand gegeben, was er als Lohn gefordert, sie wußte es nicht zu sagen, denn seine Worte waren so leise, daß kein Schall durch die dicken Wände drang. Endlich schien die Verhandlung geendigt, denn sie hörte wieder laute Worte und laute Tritte.

„Es sey so," sprach die Gräfin von Württemberg vernehmlich. „Ihr sollt haben, was Ihr verlangt, aber erinnert Euch wohl, so Ihr den Verräther an mir spielt, wie an dem Grafen, so dürft Ihr für Euern Tod nicht sorgen. Es bleibt bei dem verabredeten Zeichen. Mit Allem, was Ihr begehrt, mit jeglichem Mittel will ich Euch unterstützen. Ihr sollt Euch über mich nicht zu beklagen haben, denn setzt der Oettinger Alles gegen mich, so setze ich nicht Minderes daran, ihn zu demüthigen. Und wenn Ihr es dahin bringt, wenn Ihr mir die Möglichkeit verschafft, ihn leben=

dig in meine Hände zu bekommen, so soll Euer Lohn groß seyn, größer als Ihr selbst zu fordern wagtet. Doch nochmal wiederhole ich's, treibt Ihr Euer Spiel auch mit mir," fuhr sie, heftig und scharf die Worte betonend, fort, „bei dem heiligen Kreuze schwöre ich's, ich selbst verrathe Euch dem Oettinger, und er mag dann Gericht über Euch halten. Jetzt sputet Euch; Ihr müßt noch diese Nacht mein Schloß und meine Residenz verlassen, damit Eure verspätete Ankunft beim Grafen keinen Argwohn errege. Ich habe deshalb Befehl gegeben, Euch die Thore zu öffnen. In wenigen Tagen gehe ich selbst in's Lager ab, und Ihr sollt dann das Weitere von mir erfahren. Doch noch einmal und zum letzten Mal, werdet Ihr auch an mir zum Verräther, Euch wäre besser, Ihr wäret nie geboren."

Die Thüre ward jetzt geöffnet und schleichenden Trittes entfernte sich der Fremde. Bald hörte man die Zugbrücke fallen und ein Reiter sprengte über dieselbe. — Die Gräfin rief ihren Kammerfrauen, sie zu entkleiden. Auch Adalbertha suchte ihre Schlafstätte, aber kein Schlummer schloß ihr die Augen. Das Bild des Geliebten stand ihr vor der Seele; ihn beschloß sie zu warnen, zu retten, es koste, was es wolle. Erst in der Frühe des Morgens konnte sie mit ihrem Entschlusse in's Reine kommen und nun ward dem geängstigten Gemüthe Ruhe und ein sanfter Schlaf stärkte sie zu dem kommenden Tagwerke.

VIII.

Er liebte und sie liebte;
Er liebte sie, sie aber liebte einen Andern.
Altes Stück.

Den andern Tag war schon in der Frühe ein reges Leben im Schlosse zu Stuttgart. Ritter und Knechte eilten durcheinander, Wagen wurden gepackt, Pferde wieherten im Schloßhofe, denn die Gräfin von Württemberg verlegte abermals ihren Hofhalt, und gieng selbst in's Lager von Hohenzollern ab. Schon ehe die Sonne aufgegangen, war sie mit verschiedenen Geschäften fertig geworden, denn sie pflegte Alles so rasch als möglich abzumachen. Indessen schien sie auch an diesem geschäftigen Morgen doch nicht blos Regierungs-Angelegenheiten zugänglich, denn so eben verließ sie ihre erste Edeldame, das Fräulein Adalbertha von Riedern. Adalbertha war bleich, und ihre Augen schienen von Thränen geröthet. „Sie will nicht," sagte das Mädchen halblaut, „gut; er soll dennoch gerettet werden."

Adalbertha trat in ihr Zimmer, wo die Kammerzofe bereits mit Einpacken beschäftigt war.

„Laß das, gute Anne," sagte sie, „ich bleibe hier; die Gräfin hat es so beschlossen; aber," fuhr sie nach einigem Nachdenken fort und erröthete bei den Worten, „Du kennst den Diener des Ritters von Geroldseck. Rufe ihn, oder gehe vielmehr und beauftrage ihn, seinen Herrn zu mir zu schicken, ehe er ins Lager abreitet. Sage ihm, es sey durchaus nothwendig, daß ich ihn spreche."

Das Mädchen sah ihre Herrin groß an. „Ihr habt dem Ritter vor noch nicht acht Tagen verboten, Euch zu belästigen," sagte sie endlich. „Doch Euer Ohm wird sich

freuen, wenn Ihr Euch also verändert. Der arme Stauffeneck!" setzte sie fast leise, doch laut genug hinzu, daß es die Herrin nicht überhören sollte.

„Thue, was ich Dich geheißen," sprach diese schnell, „und bekümmere Dich nicht weiter." — Adalbertha gieng dem Fenster zu, um die Verlegenheit zu verbergen, die auf ihrem Gesichte geschrieben stand, denn die Dienerin hatte einen Namen genannt, mit dem sie sich jetzt mehr beschäftigte, als je; kaum aber hatte diese sich entfernt, so nahm sie aus einem Schranke ein kleines Schmuckkästchen hervor, das unter andern Kostbarkeiten auch eine kleine goldene Kapsel ohne besondere Auszeichnung enthielt. Sie drückte an einer Feder und ein Bild ward sichtbar, das die Züge der Beschauerin wiedergab.

„Ob er mich wohl in diesem lächelnden Angesichte wieder erkennen mag!" sagte Adalbertha sinnend. — Darauf nahm sie ein Stückchen Pergament und schrieb mühsam einige wenige Worte darauf.

„Er wird, er muß mich verstehen," sagte sie jetzt fast ermuthigt, als sie den schmalen Pergamentstreifen in die Kapsel einschloß und das Bild wieder zurückspringen ließ. „Nur so ist es mir möglich, ihn zu retten. Gott verzeihe mir, wenn ich etwas Unrechtes gethan, und gegen die Sitte verstoße. Meine Mutter würde mich gewiß nicht verdammen."

Kaum war dieses Geschäft beendigt, so trat der von Geroldseck bei ihr ein. Der junge Ritter war bereits von Kopf bis zu Fuß gewappnet. Beide errötheten, als sie sich allein gegenüber sahen.

„Ihr wollt auch mit ausziehen gegen den Ritter von ... gegen den Grafen von Zollern, wollte ich sagen," begann Adalbertha mit niedergeschlagenen Augen das Gespräch.

„Ich glaubte, der Graf sey Euer Waffenfreund und Ihr würdet eher für ihn kämpfen, als gegen ihn.“

„Eure Vorwürfe sind ungerecht!“ erwiederte der junge Ritter gekränkt. „Mein Vater und meine Vettern haben Frieden geschlossen mit der Gräfin von Württemberg; wir sind ihre Vasallen und Lehnsträger, wie früher; ich muß der Gräfin Dienste leisten. Und — wie mögt Ihr nur unwirsch seyn, daß ich gegen den Grafen ausreite, der in der Gräfin Henriette Euer ganzes Geschlecht beleidigt hat?“

„Verzeiht!“ sagte schüchtern Adalbertha, „ich that Euch Unrecht, aber ich wollte Euch nicht beleidigen; ich möchte Euch vielmehr um einen Ritterdienst bitten, so Ihr mir ihn erzeigen wollt.“

„Sprecht,“ rief der von Geroldseck feurig, „Ihr wißt, daß ich bereit bin, Leib und Leben für Euch zu lassen.“

Er bog ein Knie vor der schönen Jungfrau und suchte ihre Hand zu fassen.

„Nicht doch!“ sagte jetzt beängstigt die junge Edeldame. „Steht auf. Ich bitte Euch, steht auf. Ihr täuschet Euch in mir, wenn Ihr glaubet . . . . Nicht für mich wollte ich Euch bitten. . . .“

Der junge Ritter erhob sich befremdet und trat einige Schritte zurück.

Eine höhere Röthe noch, als zuvor, bedeckte die Wangen Adalberthas, doch fuhr sie, als sie das bescheidene Zurücktreten des von Geroldseck gewahrte, beruhigter fort:

„Ihr habt einen Freund auf Burg Zollern. Ich spreche nicht von dem Grafen von Zollern, dessen Feind Ihr jetzt seyd, ich spreche von einem Andern, von dem jungen Ritter, den Ihr in Nürtingen noch getroffen habt, Eurem Waffenbruder, dem Ritter von . . .“

Der Name wollte nicht über ihre Lippen.

„Ihr sprecht von dem Ritter von Stauffeneck,“ sagte fast heftig der junge Edelmann, indem seine Augen funkelten.

„Ja, von ihm will ich sprechen,“ sagte wie erleichtert die junge Dame, als sie nicht gezwungen war, den Namen selbst auszusprechen. „Er hat mir oft von Euch erzählt; er rühmte Eure Tapferkeit, Eure Freundschaft gegen ihn. Er liebt Euch, wie einen Bruder, könntet Ihr ihn weniger lieben? Oh! Rettet ihn,“ fuhr sie heftiger fort und fast drohten die lang zurückgehaltenen Thränen aus den Augen zu brechen, „Rettet ihn jetzt, da es noch Zeit ist. Er ist in großer Gefahr, in größerer, als Ihr Euch denken könnt. Fragt mich nicht, ich darf es Euch nicht sagen, aber nie war eine Gefahr größer; es hängt Leben und Tod daran. Sprecht, wollt Ihr ihn retten? Oder wollt Ihr ihn dem Verderben Preis geben?“ — „Nein, nein, das könnt Ihr nicht,“ fuhr sie immer aufgeregter fort, und war nahe daran, dem Ritter in ihrer Angst zu Füßen zu stürzen, da dieser noch immer nichts erwiederte. „So wißt denn, daß ich ihn liebe, daß wenn er verloren ist, auch ich nicht mehr leben werde. Nehmt mein Geheimniß, streut es in alle Winde, gebt mich der Schande und dem öffentlichen Spotte Preis, nur rettet ihn, wenn Ihr ein Mensch seyd.“

Sie war nun in der That dem Ritter zu Füßen gesunken, und dieser wußte nicht, wie er das bis zum Zerspringen aufgeregte Herz der edlen Jungfrau beruhigen sollte. Er hob sie sanft auf und trug sie auf einen Stuhl, damit sie sich etwas erhole. Lange stand er sinnend vor ihr, das Auge halb traurig, halb mitleidig auf sie gerichtet. Endlich hatte sie sich gefaßt.

„Was habt Ihr beschlossen?“ fragte sie leise.

„Daß ich für Euch sterben will, so Ihr es begehrt,“ erwiederte feurig der von Geroldseck. „Höret auch mich

an, edle Jungfrau. Ich kam hieher an die Hofhaltung der Gräfin von Württemberg nicht blos um feine Sitten zu lernen und des Vergnügens halber. Noch einen anderen Zweck hatte mein Vater und Euer Ohm. Ihr kennt ihn vielleicht. Nie hätte es ein Gebot meines Vaters gegeben, das ich gerner erfüllt hätte. Ich sah Euch, und — mußte Euch lieben. Wer vermöchte Euch zu sehen und nicht zu lieben?" Sein Auge ruhte glühend auf ihr und sie machte eine erschrockene Bewegung.

„Seyd ohne Sorgen," fuhr der Ritter fort, sich schnell ermannend, „es ist vorbei. Glaubt Ihr, ein Geroldseck denke niedrig genug, einem Freunde die Geliebte zu entreißen? Glaubt Ihr," setzte er fast stolz hinzu, „ein Geroldseck könnte ein Weib begehren, das einem Andern in Liebe zugethan? Der von Stauffeneck ist mein Freund, und wenn wir einander auch jetzt feindlich gegenüber stehen müssen, der Geroldseck hält deßwegen doch seine Freundschaft. Sagt mir," frug er jetzt schnell und abgebrochen, „wie soll ich Euch diese Freundschaft beweisen?"

Mit immer steigenderer Freude hatte Adalbertha diesem Ausbruch des jungen Ritters zugehört und mit neuen Hoffnungsblüthen auf den Wangen reichte sie ihm die goldene Kapsel.

„Gebt sie ihm," sagte sie, „Ihr begegnet ihm vielleicht bald auf dem Schlachtfelde. Gebt sie ihm, ehe es zu spät ist. Dieß wird ihn retten."

„Mein Wort zum Pfande!" entgegnete der junge Ritter, indem er das Kleinod unter seinem Brustharnisch verwahrte. „Der Ritter von Stauffeneck soll die Liebesgabe empfangen und müßte ich ihm zu Liebe an die Thore von Zollern pochen. Sollte ich aber im Kampfe fallen, ehe ich mein Wort zu erfüllen vermocht, so wird man das Geschmeide unversehrt

und uneröffnet, wie Ihr es mir gegeben, auf meiner Brust finden. Lebt wohl, vielleicht auf immer."

Dankbar und gerührt reichte Ihm Adalbertha die Hand, die er stumm drückte, als wäre es die Hand eines Freundes. Beide sprachen kein Wort weiter, denn Adalberthas Augen standen voll Thränen und er wandte sich schnell zur Thüre, um nicht ebenfalls weicher zu werden, als dem Manne geziemt. Rasch eilte er in den Schloßhof hinab, denn bereits wurde das Zeichen zum Aufbruche gegeben. So eben hatte sich die Gräfin in den Sattel geschwungen, und ein Trupp Reiter harrte längst des Abritts gewärtig.

„Ein wackrer Ritter!" rief sie dem von Geroldseck entgegen. „Ihr schreitet ja so langsam einher, als wolltet Ihr ein Todtenfest begehen?"

„Wacht auf, junger Freund," sprach der von Wöllwarth, der sich eben an die Spitze des Zugs setzte, und dem jungen Geroldseck in seine Nähe winkte. „Laßt Euch den Abschied nicht so schwer werden. Will's Gott, sind wir in wenigen Wochen wieder hier, und dann soll Hochzeit seyn. Also munter, mein Junge!"

Der von Geroldseck sprach kein Wort, sondern schüttelte ungläubig mit dem Kopfe. Schnell bestieg er sein Roß, und wenige Minuten nachher eilte der ganze Trupp auf der Straße gegen Hechingen hin. Lange schaute Adalbertha der Cavalcade nach. „Wird er den Brief noch zeitig genug erhalten?" sprach sie zu sich selbst. Dann betete sie leise für das Wohl des Geliebten.

IX.

Und frohen Muthes bleibt der Held,
Es mangelt ihm nicht Speis und Geld;
Er schmaust und zecht ein ganzes Jahr:
Zum Abzug blast der Feinde Schaar
Da naht es schwarz, wie neues Heer;
Zweitausend sind es, oder mehr.
Der Knappe spricht: „Gnad' uns o Christ,
Die Württemberg'sche Fahn' es ist!"
G. Schwab.

Der Gräfin von Württemberg war es in der Eile nicht möglich gewesen, ein so großes Heer zusammen zu ziehen, als sie wohl gewünscht hätte. Viele ihrer Vasallen ließen sie im Stiche, da sie es nicht mit dem tapfern Grafen von Zollern verderben mochten, oder stellten doch weniger Reisige in's Feld, als die Gräfin verlangt hatte und verlangen konnte. Die Lage der Burg Hohenzollern war daher nach mehreren Wochen trotz der Verstärkung, welche den Belagerern durch die Ankunft ihres neuen Verbündeten geworden war, noch fast dieselbe, wie vor der Kriegserklärung der Gräfin von Mömpelgard und der tapfere Oettinger spottete seiner Feinde tagtäglich durch die laute Lustbarkeit, die auf seiner Veste herrschte. In der That waren die Belagerer noch keinen Schritt weiter gekommen. Wohl hatten sie es versucht, die Burg zu untergraben, aber immer waren die Arbeiter durch einen kühnen Ausfall der Belagerten vertrieben und die angefangenen Werke wieder zerstört worden; denn der Oettinger hatte ein scharfes Auge und so sorglos er schien, so sehr kannte er die Pflichten eines Heerführers und Commandanten und wußte sie besser, als Einer, zu erfüllen. Die Gräfin Henriette war daher von Tag zu Tag unwilliger, da ihr die Sache viel zu langsam gieng. Sie hatte endlich trotz der Gegenreden des

von Wöllwarth, der seinen Gegner besser zu schätzen wußte, einen allgemeinen Sturm befohlen, allein so eifrig auch die Reichsstädter sich zeigten, so sehr auch an diesem Tage der alte Wöllwarth den Namen eines umsichtigen Führers und tapfern Soldaten bewährte, so wurde der Sturm dennoch mit leichter Mühe abgeschlagen, und endete so sehr zum Vortheile des Grafen Friedrich, daß, hätte er mehr Streitkräfte gehabt, um den Feind zu verfolgen, unstreitig das ganze Lager erstürmt worden wäre; in solcher Unordnung flohen die Reichsstädter und die Söldner der Gräfin. Von nun an machten die Belagerten, durch ihren Sieg noch kühner gemacht, fast jeden Tag einen Ausfall, und nicht selten glückte es ihnen, durch versteckte Angriffe von Neuem Proviant in die Feste zu schaffen und diese wieder auf lange vor Mangel zu schützen. Dennoch schien es kaum möglich, daß der Graf sich gegen zehn Mal größere Streitkräfte in die Länge halten würde, und die Belagerer waren so sehr davon überzeugt, daß ungefähr drei Wochen nach der Ankunft der Württemberger ein Herold in das Schloß Zollern abgesandt wurde, um dieses zur Uebergabe aufzufordern. Auch zeugte die Hast, mit der die Gräfin von Württemberg die Absendung dieses Herolds betrieb, von der Wichtigkeit, die sie derselben beilegte und sie entließ den Boten des Friedens nur, nachdem sie ihn noch zuvor insgeheim gesprochen und ihm ihre Aufträge ertheilt hatte.

Es war etwa um Mittag, als der Herold mit seiner weißen Fahne vor den äußersten Thoren der Burg anlangte und Einlaß begehrte.

„Die Spießbürger und ihre Verbündete, die friedfertige Dame scheinen unsere Lage für sehr verzweifelt zu halten,“ sagte der Graf von Zollern zu seinen Vertrauten, als ihm die Ankunft des Herolds gemeldet wurde. „Am Ende mei-

nen sie, wir werden froh seyn, wenn sie uns nur am Leben lassen. Oder sollten sie etwa dahinter gekommen seyn, daß es mit unserem Mundbedarf nicht so glänzend steht, als ich gerne wünschte? Doch ich will ihnen eine Nase drehen, so lange als der Kirchthum von Hechingen. Glauben sie jetzt, wir litten Mangel an Allem, so sollen sie in ein Paar Stunden vom Gegentheile überzeugt seyn."

Schnell ertheilte der Graf seine Befehle, und ehe noch der Herold zu den Thoren eingelassen war, hatte man sie schon ausgeführt. Im großen Schloßhofe wurden Stühle und Bänke aufgestellt, an denen die ganze Besatzung, gegen 400 Mann, Platz finden konnte. Die Tische brachen fast von der Menge des Fleisches, das in weiten Schüsseln. dampfte und in einem Augenblicke saß die ganze wehrbare Mannschaft zu Tische, oben an der Graf Friedrich von Zollern und Oettingen.

„Was bringst Du uns Herold?" rief der Graf diesem entgegen, ohne vom Mittagessen aufzustehen. „Haben die närrischen Leute da unten endlich eingesehen, daß sie Narren sind? Bieten sie uns Frieden an? Nun wohlan, wir wollen ihnen keine zu harten Bedingungen auflegen."

Der Herold war offenbar in großer Verlegenheit. Er hatte geglaubt, die Belagerten in der größten Noth anzutreffen, und nun saßen diese fröhlich und guter Dinge bei vollen Schüsseln und Bechern. Wie hätte er vor ihnen von Uebergabe der Feste aus Mangel und Noth sprechen können?

„Du schau'st verwundert um Dich?" sprach der Graf weiter, sich an dem unschlüssigen Gesichte des Herolds weidend. „Du glaubtest wohl ausgehungerte Gesichter zu treffen? Da müßtet Ihr Euch besser auf's Kriegsführen verstehen und keine Schürze euer Anführer seyn! So lange nur geizige Reichsstädter und ein armselig Weib vor un-

serer Feste liegt, wird der Oettinger nie Mangel leiden. Doch — ich will Euch nicht beleidigen. Macht Platz für den Herold, es ist ihm wohl schon lange nicht mehr so gut gegangen; kommt, setzt Euch, laßt's Euch wohl schmecken. Nach der Mahlzeit könnt Ihr Euren Auftrag besser ausrichten, als mit leerem Magen."

Den Herold hatte der Spott des Grafen wieder zu sich selbst gebracht.

„Es will mir nicht geziemen," erwiederte er mit lauter Stimme, „daß ich mit den Feinden meiner Herrin aus Einem Becher trinke und von Einer Schüssel esse. Doch vernehmt, was ich Euch zu sagen habe. Die Gräfin Henriette von Württemberg und Mömpelgard, so wie auch ihre Verbündeten, die freien Städte des Reichs, Rottweil und Ulm, in Betracht Eurer bedrängten Lage und harten Noth, entbieten Euch Frieden und folgendes sind die Bedingungen, unter denen sie ihn Euch gnädig belassen wollen. Zuvörderst sollt Ihr, Graf von Zollern und Oettingen schwören, von nun an der Gräfin von Württemberg ein getreuer Unterthan und Vasall zu seyn; zum zweiten sollt ihr an besagte Gräfin und ihre Verbündeten, die Städte Rottweil und Ulm, 1000 Mark Silbers bezahlen und bis solche gelöst, Eure Burg Zollern, so wie Eure übrigen Städte, Dörfer und Besitzungen zum Pfande geben; zum dritten . . . ."

Weiter konnte der arme Herold nicht durchdringen, so sehr er auch seine Stimme anstrengte. Schon im Anfange seiner Rede, als er von der Noth der Belagerten sprach, war er von einem schallenden Gelächter der Zechenden unterbrochen worden, später aber, als er gar von Uebergabe der Burg sprach, entstand ein lautes Murren; Viele derer, die an den Tischen saßen, sprangen auf und auf den

Herold zu, und wenn nicht der Graf Friedrich sich selbst zum Schutze desselben aufgeworfen hätte, so wäre es ihm wohl übel ergangen.

„Ruhig," rief der Graf; „setzt euch nieder, meine Freunde. Keiner wage es, den Boten des Friedens zu berühren. Dir aber, unglückseliger Mann, sage ich, kehre heim ins Lager des Weibes, das Dich gesandt, und so sie noch einmal es wagt, einen Herold mit also schmählichen Bedingungen mir zu senden, bei der heiligen Jungfrau, er soll hängen. Ihr, Ritter von Tritschler, mögt den Herold bis zur äussersten Pforte sicher geleiten, damit er nicht sage, wir hätten das Recht verletzt."

Der von Tritschler gehorchte, und kaum waren die Zwei durch das Burgthor verschwunden, so entfernte sich auch Graf Friedrich.

„Bringt den Leuten noch mehr Wein," befahl er, „der heutige Tag soll, in Freude begonnen, auch in Freude geendet werden."

Lange nach schallte ihm das Lebehoch seiner zechenden Dienstmannen, die sich nun über den Herold lustig machten.

Ohne ein Wort zu wechseln, schritt der von Tritschler mit dem Herold weiter. Er that, als sey ihm der gewordene Auftrag fast lästig und schaute verachtungsvoll auf den armen Mann nieder, der auch seinerseits mit keiner Miene eine nähere Bekanntschaft mit dem Ritter verrieth. Dennoch mußte eine solche bestehen, denn kaum hatten sie das dritte Thor passirt, so wandte sich der von Tritschler mit ganz veränderter Miene an den Mann neben ihm.

„Jetzt sind wir vor Spähern sicher," sagte er hastig. „Was gab Dir Deine Herrin für einen Auftrag an mich?"

„Ich soll Euch dieses Band als Zeichen bringen," er-

wiederte der Herold, indem er eine Schleife aus dem Busen zog. „Das Uebrige werdet ihr schon daraus ersehen.“

Schnell ergriff der Ritter das Band und verbarg es seinerseits sorgfältig.

„Sage deiner Herrin,“ flüsterte er leise, als sie gerade einer Wache nahe kamen, „sie dürfe auf mich zählen. Einer der beiden Anschläge muß gelingen, oder der Graf müßte ein Bündniß mit dem Teufel geschlossen haben.“

Jetzt waren sie an's äußerste Thor, das stark bemannt war, gekommen. Auf des von Tritschlers Befehl öffnete es sich dem Herold. „Gehe hin,“ rief nun der Ritter höhnisch zum Abschied mit lauter Stimme: „Gehe hin, unseliger Bote, und verkündige denen, die Dich gesandt, daß eher des Himmels Einsturz zu vermuthen, als daß wir nur eine Haar-Breite einem Weibe und einigen Spießbürgern weichen werden.“

Das Thor rasselte hinter dem Herolde zu, und zufrieden eilte der von Tritschler nach der Feste zurück.

X.

Befreit euch von dem Schufte, sonst wird er
an Euch selbst wieder zum Verräther.

Shakespeare.

Er war am Mittage vor „Allenseelen,“ als der Graf von Zollern und Oettingen mit seinen Vertrautesten auf der höchsten Zinne seiner Burg stand und das Lager seiner Feinde unter sich genau beobachtete. Unter den Rittern befand sich auch ein gemeiner Knecht, der demüthig und gebeugt hinter ihnen stand, aber mit nicht minderer Aufmerksamkeit in's tiefe Thal hinabspähte. Lange Zeit konnte man nichts besonders bemerken, außer daß vor einem der

größeren Zelte, auf dem die württembergische Fahne wehte, mehrere Rosse gesattelt standen. Endlich öffnete sich dieses und man sah die Gräfin von Württemberg mit einem größern Gefolge hervortreten. Alle waren festlich geschmückt und bestiegen die harrenden Rosse. Ein größerer Troß hängte sich dem Zuge an und man sah deutlich, daß es die Vornehmsten des Belagerungsheers waren, die sich hier zu einem besondern Zwecke vereinigt hatten. Dieser konnte aber unmöglich ein kriegerischer seyn, da das ganze Belagerungsheer unthätig blieb und die gemeinen Söldner nur der Neugierde halber in Haufen gaffend umherstanden. Endlich setzte sich der Zug in Bewegung und trabte in der Richtung gegen Balingen und Rottweil hin. Wohl eine halbe Stunde lang war er dem Auge sichtbar, bis er sich hinter einem Bergvorsprung verlor. Nun erst ließ auch die Aufmerksamkeit derer auf Burg Zollern nach und mit zufriedenem Gesichte kehrte sich der Graf von Zollern gegen seine Umgebung. Da ward er des Knechtes ersichtlich, der ihn mit listigen Blicken beobachtete. Verächtlich wandte sich der Graf ab.

„Gebt dem Burschen zehn Goldgülden," sagte er zu seinem geheimen Rath, dem von Tritschler, „seine Nachricht ist wohl hundert werth. Oder ist Dir der Lohn zu gering?" fragte er den Knecht, wie gleichgültig weiter.

„Gnädigster Herr," erwiederte dieser demüthig," ich habe mein Leben auf's Spiel gesetzt, um Euch die Botschaft von dem Ritt Eurer Feinde nach Rottweil zu überbringen. Wollt Ihr mich mit zehn Goldgülden abspeisen, da Ihr wohl wißt, daß die Reichsstädter, denen ich entlaufen, mich tödten, wenn sie meiner habhaft werden?"

„Und daran thun sie wahrhaftig Recht," sagte kalt der Graf. „Ein Ueberläufer ist nicht mehr werth. Aber

Du sollst deinen Willen haben. Gebt ihm zehn Goldgulden weiter, aber für jeden Gulden soll er zehn Streiche erhalten, so wie es ein Verräther und Ueberläufer verdient." „Ihr, Tritschler, seyd mir Bürge dafür, daß kein Streich fehlt und wenn der Schuft auch darauf gienge."

Erschrocken sank der Knecht in die Kniee, aber ohne ihn eines Blicks oder Worts weiter zu würdigen, stieg der Graf den Thurm herab, von seinen Rittern gefolgt. — Der von Tritschler blieb zurück, um die Befehle seines Gebieters auszuführen.

„Ihr werdet mich doch nicht mißhandeln lassen," rief in Todesangst der Knecht, indem er den Ritter am Arme faßte. „Ihr könnt das nicht, Ihr dürft es nicht. Gebt mir mein Geld und laßt mich ungefährdet von dannen. So antwortet doch," fuhr er nach einer Pause noch ängstlicher fort, als der von Tritschler hartnäckig schien. „Wolltet Ihr wirklich mich schlagen lassen, für jeden Gulden zehn Streiche? Wolltet Ihr das, so wißt Ihr wohl, daß ich ein Kind des Todes bin, aber Ihr könnt es nicht wollen; denn Eure Schuld ist es ja, daß ich da bin; Ihr habt es ja so angezettelt, daß ich bei Nacht und Nebel auf die Burg Zollern kam, als ob ich den Reichsstädtern entflohen wäre. Ihr habt es so abgekartet und Ihr müßt mich retten. Ihr könnt es, wenn Ihr wollt, denn Euch bin ich ja allein anvertraut und kein Mensch wird sich um mich bekümmern, wenn Ihr mich freilaßt."

So sprach der Knecht in geflügelten Worten, denn die Todesangst machte ihn beben; aber der von Tritschler stand hohnlächelnd vor ihm und sprach kein Wort. Da erfaßte den Knecht plötzlich ein schrecklicher Gedanke.

„Ja Ihr wollt es," schrie er, „Ihr wollt mich tödten, damit ich schweige. Aber noch lebe ich und der Graf soll

Alles erfahren, er soll erfahren, welche Schlange er an seinem Busen nährt, erfahren, wie Ihr ein Teufel in Menschengestalt seyd."

Rasch erhob er sich und wollte die Wendeltreppe hinabspringen; aber der von Tritschler vertrat ihm den Weg.

„Also verrathen willst Du mich an den Grafen?" sprach er in verbissenem Tone. „Nun so gehe hin und verrathe mich!" Dabei hatte er unvermerkt seinen Dolch gezogen, und stieß ihn dem Knecht tief ins Herz. Lautlos stürzte dieser nieder, und mit einem einzigen Fußtritt stürzte der von Tritschler den todten Körper über die hohe Zinne hinab, daß dieser sich an den Felsen zerschmetterte und die einzelnen Stücke des Leibes sich überschlagend wie Kugeln den steilen Berg hinabrollten. Kaltblütig wischte er den Dolch ab und gieng die Wendeltreppe hinab, als ob Nichts vorgefallen wäre.

Nie frug der Graf von Zollern nach dem Schicksal des Ueberläufers, denn andere und wichtigere Gedanken durchkreuzten seinen Kopf. — Durch den Ueberläufer hatten die Belagerten erfahren, daß die Gräfin von Württemberg mit den vornehmsten Heerführern und Rittern von dem hohen Rath der Reichsstadt Rottweil geladen waren, das Allerheiligenfest daselbst zu begehen, und die Einladung angenommen haben. Von den Belagerten schien Nichts befürchtet werden zu müssen, da diese genug zu thun hatten, die in letzterer Zeit stark beschädigten Festungswerke auszubessern; auch waren die Belagerer fromm genug, den höchsten Festtag nicht nur selbst heilig zu halten, sondern auch dieselbe Scheu vor den Heiligen dem Oettinger und seinen Genossen zuzutrauen. So zog denn wirklich die Gräfin nach Rottweil, wo ihr der hohe Rath und die Bürgerschaft eine festliche Aufnahme bereitet hatten. Wahrscheinlich bewegten

noch andere Hoffnungen und Pläne ihre Brust, als sie offen darlegte, und gerade von diesem Ritt nach Rottweil gedachte sie wohl die Erfüllung ihrer sehnlichsten Wünsche erwarten zu können. In der That gieng auch der Graf von Zollern in die Falle, die ihm sein hinterlistiger Feind hier legte, ohne Arg ein, und wir treffen ihn noch am Abend dieses Tages mit seinen Rittern in größter Thätigkeit, seine Leute auf einen so eben beschlossenen Zug zu mustern und auszurüsten. Die Pferde wurden in den Stand gesetzt, die Waffen geputzt und frisch geschliffen, die Tapfersten unter den Dienstknechten ausgewählt.

„Jetzt gilt's die Entscheidung," sagte der Graf freudigen und stolzen Blickes. „Die Gräfin und ihre ebenbürtigen Helfershelfer ziehen nach Rottweil zum lustigen Tanze, und denken wohl nicht, daß der Oettinger so kühn seyn könnte, das Wild in seinem Lager aufzusuchen. Sie meinen, ich dürfe und könne es nicht wagen, sie in Rottweil selbst anzugreifen und aufzuheben, denn sie verlassen sich auf ihre festen Mauern und Ueberzahl; aber sie kennen den Oettinger nicht. Was sind hundert Spießbürger gegen zehn meiner tapfern Gesellen? Oder meinen sie, ich fürchte mich vor dem hohen Festtage und mein Schwert werde vor einer Procession zurückbeben? Und wenn der Priester gerade das Hochamt hielte und die Württembergerin auf den Knieen vor dem Allerheiligsten läge, ich ergreife sie und führe sie als Gefangene mit mir."

Nur wenige Stunden wurden der nächtlichen Ruhe gewidmet. Mitten in der Nacht brach der Zug auf. Ein undurchdringlicher Nebel bedeckte Berg und Thal, und erleichterte es der Besatzung, ohne von den Schildwachen des feindlichen Lagers bemerkt zu werden, das letzte Thor der Burg zu passiren und den Fuß des Berges zu erreichen,

wo die Straße nach Balingen und Rottweil vorbeizieht. Zum Ueberfluß hatte man den Pferden die Hufeisen verbunden und jeder Reiter führte sein Roß hinter sich. Bald war man auf der Straße angelangt, und nun gieng's so rasch als möglich vorwärts, denn man hatte einen weiten Weg vor sich, und der Graf hatte beschlossen, den Rottweilern noch vor dem Mittagessen einen Besuch abzustatten.

„Ich will ihnen die Suppe versalzen," versetzte er lächelnd, und seine heitere Stimmung theilte sich alsbald auch seinem ganzen Corps mit.

Unter Scherzen gelangte man noch früh am Morgen bis auf eine Stunde vor Rottweil, ohne auf irgend ein Hinderniß gestoßen zu seyn. Hier trennte sich der Haufen und ritt verschiedenen Himmelsgegenden zu; denn der Graf wollte, um desto ungehinderter in die Stadt einpassiren zu können, daß die Seinigen zu gleicher Zeit in kleinen Häuflein zu allen vier Thoren der Stadt einreiten und diese besetzen sollten.

XI.

Und setzet ihr nicht das Leben ein,
Nie wird euch das Leben gewonnen seyn.
Schiller.

Am Zusammenflusse des Neckars und der kleinen Prim, wohl mehr als 2000 Fuß über dem Meere, erhebt sich die zwar nicht sehr große, aber uralte Stadt Rottweil, die einst von ihrem hohen Standpunkt über dem linken Neckarufer die ganze Gegend beherrschte. Noch jetzt gewährt die Stadt mit ihren vielen Thürmen und festen Mauern einen

imposanten Anblick, aber die tiefen Gräben, die sich um die Ringmauern herumzogen, sind zum Theil ausgefüllt und in Gärten verwandelt; die festen Thore sind gebrochen, die Wälle abgetragen. Zu der Zeit, in welcher unsere Geschichte spielt, war dagegen Rottweil besser befestigt, als je, und glänzte unter den schwäbischen Reichsstädten, als eine der reichsten und tapfersten. Die eigentliche Stadt, durch zwei lange und breite, sich durchkreuzende Straßen in vier Theile getheilt, war mit vier Thoren und auf drei Seiten mit doppelter Ringmauer und Gräben versehen. Die vierte Seite gegen den Neckar hin war durch zwei Vorstädte, die Auvorstadt und das sogenannte Angstdorf geschützt, welche selbst wieder mit Gräben und Mauern umgeben und zum Theil durch das hier steile, fast senkrecht abfallende Neckarufer geschützt waren. Die Einwohnerzahl der Stadt mit den Vorstädten betrug fast zehntausend Köpfe und die Bürger waren alle wohl bewehrt und in den Waffen geübt. So schien es fast unmöglich, daß ein Feind der festen Stadt etwas anhaben könnte, wenn er nicht mit einem Heere anrückte, wie damals von geringeren Fürsten, als dem Kaiser, fast nicht aufzubringen war. In der Fehde mit den Grafen von Zollern, die nun schon mehrere Monate dauerte, hatte es daher der hohe Rath von Rottweil nicht für nöthig befunden, besondere Vorsichtsmaßregeln zu treffen, da man wohl wußte, wie der tapfere Graf genug zu thun habe, die Feinde von seiner Burg abzuhalten, und, wenn er auch einen Ueberfall wagen würde, dennoch nicht stark genug sey, um es mit einer Stadt, deren wehrbare Mannschaft an die zweitausend betrug, aufzunehmen. Ja, ein solcher Ueberfall erschien so tollkühn, daß er fast an eine Unmöglichkeit gränzte. So giengen denn die Ge-

schäfte in der freien Reichsstadt ihren gewöhnlichen Gang, ohne alle Unterbrechung, als ob der tiefste Friede herrschte.

Am Tage „Allerheiligen" des Jahrs 1420 aber war eine besondere Rührigkeit in den Straßen, wie in den Häusern zu bemerken. Den Abend zuvor war die Gräfin von Württemberg, begleitet von ihren vornehmsten Räthen und Heerführern, in die Stadt eingeritten, und ein hoher Magistrat, den Bürgermeister an der Spitze, hatte die Herrin am Hochbruckthore empfangen, ihr auch mit ihrem Gefolge im ersten Gasthause der Stadt „zum Kreuz" ein prachtvoll Logis eingerichtet. Die Gräfin war nur auf besondere Einladung in der Stadt Rottweil erschienen, und die Stadt hatte daher alle Anordnungen getroffen, um auf der großen Herrenstube „ein Banquett und Tanz" auszurichten, damit der vornehmen und mächtigen Bundesgenossin die ihr gebührenden Ehren erwiesen werden. So waren denn natürlich der Geschäfte viele zu besorgen und die Boten des hohen Rathes flogen in der Stadt umher. Noch mehrere waren die Neugierigen, die sich auf dem Marktplatze vor dem Kreuz versammelten, um die schöne Frau zu sehen, die derzeit über Württemberg herrschte, und überdieß bot der hohe Festtag Jedermann Gelegenheit, müßig zu gehen und sich in seinen Feiergewanden zu zeigen.

Dennoch schien es, als ob noch tiefere Gründe als die bloße Anwesenheit der Gräfin von Württemberg den hohen Rath der freien Stadt in Bewegung setzten. Denn der Kriegsrath, der nur in unruhigen Zeiten und bei bedenklichen Fällen sich versammelte, hielt schon Morgens früh eine geheime und langandauernde Sitzung, und als Ergebniß derselben konnte man es betrachten, daß die Wachen an den Thoren verdoppelt und die Zunftmeister benachrichtigt wurden, ihre waffenfähige Mannschaft ins Geheim bereit zu halten. Die

Bürgerschaft war über diese geheimen Anordnungen und Vorsichtsmaßregeln natürlich um so gespannter, als nichts Näheres unter das große Publikum drang, und die Zahl der Neugierigen auf den Straßen nahm daher von Stunde zu Stunde zu.

Endlich verkündete der neunte Glockenschlag und das Geläute aller Glocken den Beginn des Hochamtes. Die Herzogin von Württemberg verließ unter dem Geleite des Bürgermeisters ihr Gasthaus, und alsbald schloßen sich ihr eine Menge vom Adel und Bürgerstande an. Hiedurch erhielt die Aufmerksamkeit der Menge eine andere Richtung, indem die Meisten, nachdem sie den langen Zug der Adelichen und Herren, der sich vom Kreuze aus in die heilige Kreuzkirche in Bewegung setzte, sich betrachtet hatten, sich selbst in die Kirche begaben. Dennoch, trotz der Feierlichkeit des Amtes, trotz der vielen Fremden, die in der reich ausgeschmückten Kirche sich befanden, schien die Aufmerksamkeit vieler Anwesenden auf ganz andere Dinge gerichtet zu seyn, als man hätte glauben sollen. Man bemerkte manche flüsternde Gruppen, und der Bürgermeister, als Vorsteher des außerordentlichen Kriegsrathes, erhielt sogar hie und da Botschaften von außen herein, die er sogleich seinen Nebensitzern mittheilte. Endlich war das Hochamt seiner Beendigung nahe und der Segen des Priesters schien die beengende Stimmung eines Theils der Anwesenden heben zu wollen, als auf einmal mehrere Bürger in Wehr und Waffen zu den Kirchthüren hereinstürzten und zu gleicher Zeit ein durchdringendes Geschrei auf den Straßen entstand.

„Zu den Waffen! Zu den Waffen!" schrieen Einzelne. „Der Zollern ist in der Stadt! die Thore sind von den Feinden besetzt," ertönte es von andern Seiten.

Die Verwirrung, die hiedurch in einem Momente in

der Kirche entstand, war wahrhaft außerordentlich zu nennen. Alles drängte sich zu den Thüren. Es galt kein Ansehen der Person mehr. Aber die Thüren waren zu klein, um die Menge auf einmal passiren zu lassen, und vor dem Hauptportale erschien in demselben Augenblick, als das erste Geschrei ertönte, ein Trupp völlig geharnischter Reiter, die dasselbe sogleich besetzten. Gleich darauf wurden auch die kleineren Thörchen von Feinden besetzt und ein Ritter in völligem Harnisch sprengte in die Mitte der Kirche und gebot einigen seiner Leute, die ihm auf dem Fuße folgten, die Gräfin von Württemberg zu fassen. Der Befehl war nicht so bald gegeben, als auch schon zu seiner Vollziehung geschritten wurde; allein die Gräfin hatte sich bereits einem der kleinen Portale zu geflüchtet und befand sich in Mitte eines Trupps von Männern und Frauen, die sich wie ein Knäul in eine Ecke gedrückt hatten, und weder vorwärts noch rückwärts konnten. Die Kriegsknechte schauten sich wie fragend nach ihrem Befehlshaber um, ob sie auf den wehrlosen Haufen einhauen sollten.

„Auseinander, Ihr Leute," schrie dieser, und seine gewaltige Stimme übertönte den furchtbaren Lärm und das todesängstliche Aufschreien der Weiber; „Auseinander, sage ich, es soll Euch kein Leids geschehen. Gebt das freche Weib dort, das sich Gräfin von Württemberg nennt, heraus und ihr könnt alle ungefährdet nach Hause gehen."

Mit diesen Worten setzte er seinem edlen Rosse die Sporen in die Seite, daß es mit gewaltigem Sprunge mitten in den Haufen hineinsetzte, rechts und links Weiber, Männer und Kinder niederwerfend. Nun flog der dicke Haufen wie Spreu auseinander und die Gräfin von Württemberg stand verlassen, nur von einigen Edeldamen umgeben, die vor Schrecken in die Kniee gesunken waren.

Schon faßte der hohe Ritter nach ihr, als urplötzlich sein Pferd mit Gewalt zurückgerissen wurde. Der Priester, dessen heiliges Amt auf so freche Weise gestört worden war, hatte sich im Augenblick, wo es ihm möglich war, den Haufen zu durchbrechen, auf den Ritter geworfen, und stand nun drohend und zürnend vor diesem.

„Ich habe Dich erkannt, Du Dieb und Räuber und Mörder,“ schrie er, indem seine Augen Blitze schossen und seine Lippen vor Wuth bebten; „ich habe Dich erkannt, ehrvergessener Graf von Zollern. Du hast den Tempel des Herrn geschändet, Du hast den heiligen Leib mit Füßen getreten, darum seyst Du verflucht von nun an bis in Ewigkeit. Ich stoße Dich aus kraft meines Amts zu binden und zu lösen, ich stoße Dich aus aus der christlichen Gemeinde. Den Vögeln in der Luft gebe ich Dein Haupt preiß und den Würmern der Erde Deinen Leib. Dein Leben ist verfallen, und wer Dich findet, mag Dich als einen Verstoßenen richten. Ich verfluche Dich, Graf von Zollern und Oettingen und übergebe Deine Seele dem Satan.“

So laut und durchdringend klang die Stimme des Priesters, so erschütternd war ihr Ton, daß auch der Graf von Zollern fast zurückbebte. Doch im Augenblick war er wieder gefaßt.

„Laß' mein Roß los, elender Pfaffe,“ rief er dem Priester zu, der noch immer mit kräftigen Händen den Zügel des Pferdes hielt. „Laß fahren, oder bei Gott, ich thue etwas, was mich nachher gereuen könnte.“

Doch der Priester strengte sich nur noch gewaltiger an.

„Herbei, ihr Christen,“ schrie er, „stoßt ihn nieder, der weniger werth ist, denn ein Jude oder Heide. Ich ertheile jedem Absolution auf sein ganzes Leben, der den Tempelräuber zu Boden wirft.“

Die Lage des Grafen von Zollern wurde immer peinlicher; bereits griffen mehrere Hände nach ihm, und schon hatte ihn der Priester selbst mit kräftiger Faust gepackt und suchte ihn vom Pferde zu ziehen. Noch einmal schrie der Graf ihm zu, ihn loszulassen, aber noch einmal war ein Fluch die Antwort; da zückte der Graf sein Schwert und der Priester sank in seinem Blute zu Boden. Der Stoß hatte seine Brust durchbohrt. Ein allgemeiner Schrei des Entsetzens entfuhr der ganzen Gemeinde. Eine solche That, ein Mord an einem geweihten Priester an heiligem Orte, konnte nie mehr gesühnt werden. Tiefes Entsetzen lähmte alle Hände und der Graf fand dadurch Raum, sich gegen das Hauptportal durchzuschlagen und mit den Seinigen wieder zu vereinigen. In der That war es auch hiezu die höchste Zeit.

Der Bürgermeister der Stadt mit dem Kriegsrathe hatte sich gleich im ersten Augenblicke durch ein Hinterpförtchen aus der Kirche begeben und alsobald die Sturmglocke zu läuten befohlen. Der Schultheiß entfaltete das Panner der Stadt und in wenigen Minuten waren die Zunftmeister mit ihren Gesellen und fast sämmtliche waffenfähige Mannschaft auf dem Platze vor der Herrenstube versammelt. Die Vorkehrungen, die schon des Morgens getroffen worden waren, erleichterten alle Bewegungen der Reichsstädter und alle Befehle ihrer Anführer.

„Der Fuchs ist in die Falle gegangen," sagte der Bürgermeister, als Präsident des Kriegsrathes, „und unsere Sache ist nun, die Falle fest zuzuhalten, damit der Kamerad uns nicht mehr entwische."

Vier starke Abtheilungen von bewaffneten Bürgern wurden augenblicklich nach den vier Thoren abgesandt, um diese dem Feinde wieder zu entreißen, ein Manövre, das

gar nicht schwer auszuführen schien, da der Graf von Zollern nur ganz wenige Mannschaft an den Thoren zurücklassen konnte, um seinen Haupthaufen, mit dem er die Gefangennehmung der Gräfin von Württemberg beschlossen hatte, nicht allzusehr zu schwächen. Ja man hätte fast glauben mögen, die Reichsstädter haben dem Grafen und seiner Schaar mit aller Absicht die Thore überlassen, damit dieselbe um so sicherer in die Mitte der Stadt vorrücke und so von der Masse der Bürgerschaft erdrückt werde. Die Kriegsmannschaft der Reichsstadt rückte gegen die heilige Kreuzkirche vor, die, nicht weit vom Marktplatze gelegen, nun der Schauplatz eines eben so ruhmvollen als außerordentlichen Kampfes von beiden Seiten wurde. Der Graf von Zollern hatte wohl sechzig Reisige an dem Hauptportale der Kirche zurückgelassen, die nicht nur jeden Austritt aus derselben verwehrten, sondern auch Jedwedem den Eingang versperrten. Der Reichsstädter aber waren es wohl mehr als zehnmal so viel, und sie begannen das Gefecht damit, daß sie die kleinen Thörchen der Kirche entsetzten und die noch in der Kirche eingeschlossene Masse, zuerst aber die Gräfin von Württemberg, aus ihrer Haft befreiten. Nun erst griffen sie die Mannschaft an dem Hauptportale an, indem zugleich kleinere Abtheilungen durch die kleinen Portale in die Kirche eingedrungen waren und den Angriff von dieser Seite aus unterstützten. So waren die Reisigen des Grafen von Zollern ringsum eingeschlossen und der Graf sah alsobald, daß hier nur Ein Ausweg bleibe, nämlich der, sich durchzuschlagen. Alsbald sammelte er die Seinigen in einen dichten Knäuel und drang nun mit aller Gewalt auf den Feind, um diesen zu durchbrechen. Zwar widerstanden die Reichsstädter tapfer, und setzten besonders dem Grafen selbst, der auf seinem hohen Rosse vor seinen

Genossen sich auszeichnete, hart zu, wie ihn denn auch die Scharfschützen mit ihren Pfeilen von den Häusern aus fast zum alleinigen Ziele ihrer Wurfgeschoße machten, aber der Stoß war so gewaltig, so eng geschlossen drang der kleine Haufen auf den zehnmal überlegenen Feind ein, daß die dichte Reihe desselben sich öffnete und der Graf über die Leichen der Gefallenen hinweg sich einen Weg nach dem Authore zu bahnen konnte. Vor diesem stand jedoch abermals eine reichsstädtische Truppe, gegen welche sich die wenigen Zollernschen Mannen, welche dieses Thor noch besetzt hatten, kaum mehr zu halten vermochten. Ein Jubelgeschrei ertönte, als der Graf mit seinem Trupp zu ihrer Befreiung herbeistürmte. In wenigen Minuten waren hier die Reichsstädter auseinander gesprengt und das Thor in den Händen des Grafen von Zollern. Nun hatten dieser einen festen Anhaltspunkt erobert, von dem aus er die Angriffe des überlegenen Feindes leichter, als im freien Felde abwehren konnte, aber noch hatte er kein gewonnen Spiel, denn die Auvorstadt selbst, in welche man durch dieses Thor gelangte, war ebenfalls stark befestigt und die Reisstädter hatten sich bereits in dieselbe geworfen, indem ihnen der Weg durch die übrigen wieder eroberten Thore freistand. Der Kampf wurde nun immer hartnäckiger. Von allen Seiten her rückten die Reichsstädter vor, und in jeder Minute wuchs ihre Anzahl. Aber der Graf von Zollern verlor weder den Muth noch die Besonnenheit. Ueberall war er stets der Vorderste in den Reihen. Wo sein Schwert hintraf, kam ein Feind blutend zu Boden. Sein Schild war von Pfeilen wie gespickt, aber er schüttelte sie ab, als wären es Flaumfedern. Doch in die Länge ließ sich der ungleiche Kampf nicht aushalten. Die Kriegsknechte des Grafen wurden immer matter, und so sehr sie auch dieser anfeuerte,

so übermenschlich sie sich auch anstrengten, so mußte doch die Natur endlich ihre Rechte geltend machen.

„Ich wollte ein ganzes Jahr keinen Wein mehr trinken, hätte ich jetzt einen Schluck Wasser,“ sagte einer der Knechte.

„Du bist ein ewiger Saufaus,“ erwiederte ein Anderer.

„Trink deinen Schweiß,“ meinte ein Dritter, dem auch jetzt noch der Scherz nicht ausgieng.

„Ich wärs gern zufrieden,“ sagte ein Vierter, „wenn nur die Spießbürger mit mir verhungerten und verdursteten, aber die lösen sich einander im Mittagessen ab.“

So munterten sich die Kriegsknechte des Grafen gegenseitig auf, und wohl noch nie hatte sich eine kleine Schaar gegen eine vielleicht jetzt zwanzigmal größere muthiger und ausdauernder gewehrt.

„Gideon,“ sagte jetzt der Graf zu einem der neben ihm Kämpfenden, der sich stets besonders auszeichnete und den wir schon lange kennen. „Gideon, ich glaube, es friert die armen Spießbürger, während wir verbrennen möchten. Wenn wir ihnen nur ein kleines Feuer anrichten könnten, daß sie die Hände daran wärmten.“

Schnell begriff der tapfere Knecht den Befehl, und in weniger als einer Viertelstunde hatte er mit Hülfe einiger Kameraden das nächst stehende Haus in der Auvorstadt in Brand gesteckt. Ein heftiger Wind vergrößerte das Feuer, so daß sich dieses im Augenblick auf die ganze Vorstadt erstreckte. Wohl wußte der Graf, daß hiedurch die Aufmerksamkeit und Thätigkeit seiner Feinde sich theilen mußte und schnell benützte er die Bewegung, die nun unter den Reichsstädtern entstand.

„Jetzt muß es uns gelingen,“ sagte der kühne Führer, indem er seine Befehle ertheilte. „An ihren Waaren und

Hausgeräthen liegt ihnen mehr, als an mir und an Ruhm und Ehre."

In der That eilten auch eine Menge der Reichsstädter vom Kampfplatze weg ihren Wohnungen zu, um zu retten, was zu retten war. So bekam der Graf Luft, und es gelang ihm, mit den Seinigen mitten in die brennende Vorstadt vorzudringen. Die Verwirrung wurde nun furchtbar. Es war ein Gedränge, daß man Freund und Feind kaum noch von einander unterscheiden konnte. Da stürzten brennende Häuser zusammen und bedeckten die in Mitten des Brandes Kämpfenden. Dort warfen sich Einige in die Gluth, um zu rauben und zu plündern, während Andere von obern Stockwerken herab die Geräthschaften ihren eigenen Freunden auf die Köpfe warfen. Die Hitze war bald nicht mehr zum Aushalten, besonders als auch noch durch den heftigen Sturmwind die zweite Vorstadt, „Augstdorf" genannt, und von der Auvorstadt nur durch ein Thor getrennt, in Brand gerieth. Keine Macht auf Erden hätte nun die reichsstädtischen Truppen vermocht, noch ferner die Thore der Vorstadt besetzt zu halten. Ein Jeder war nur für sich selbst bedacht und keine Befehle der Zunftmeister oder des Schultheißen und Bürgermeisters wurden mehr vernommen. Auch der Graf von Zollern konnte seine Leute nicht mehr alle zusammenhalten, aber er hatte ihnen einen Ort genannt, der für jeden Einzelnen der Sammelpunkt seyn sollte. So hatte er alle Pflichten eines Führers und Ritters zugleich erfüllt, und nur nachdem der Kampf gänzlich beendet, setzte auch er sich in Bewegung, das Schlachtfeld zu verlassen. Mit seiner kleinen Umgebung sprengte er mitten durch die brennenden Gassen dem Thore zu, als von einem der brennenden Häuser ein furchtbarer Schrei ertönte. Es war ein großes Gebäude, das eben einzu-

stürzen drohte, und der Schrei kam von einem weiblichen Wesen her, das an einem der obersten Fenster stand und offenbar verloren schien.

„Es ist Adalberthas Stimme,“ schrie entsetzt der von Stauffeneck, der sich den ganzen Tag an der Seite des Grafen gehalten und so tapfer gekämpft hatte, als Einer, und warf sich im Nu vom Rosse und in das brennende Haus.

„Ihm nach, er ist verloren,“ schrie der Graf von Zollern und stieg vom Rosse; aber eine Wunde, die er im Kampfe erhalten und bisher nicht beachtet hatte, brachte ihn in demselben Augenblick zu Falle. Sogleich stürzten sich einige Reichsstädter, die seine Stimme erkannt hatten, auf ihn, aber eben so schnell deckten ihn die wenigen Reisigen, die noch seine Umgebung bildeten. Zu gleicher Zeit erschien der von Stauffeneck mit dem geretteten Mädchen aus dem brennenden Hause, das gleich darauf in sich selbst zusammenstürzte. Schnell übersah er die gefahrvolle Lage, übergab die Jungfrau einem Zunächststehenden, und im nächsten Augenblicke saß er wieder zu Rosse, auf die Reichsstädter einhauend. So ward es möglich, auch den Grafen wieder in den Sattel zu heben, und nach kurzer Anstrengung erreichte das Häuflein das Thor und befand sich im Freien.

Trotz ihrer Ohnmacht hatte Adalbertha ihren Retter erkannt.

XII.

Die Falschheit herrschet, die Hinterlist
Bei dem feigen Menschengeschlechte;
Der dem Tod ins Angesicht schauen kann,
Der Soldat allein ist der freie Mann.

Es war nur wenige Tage nach dem Ueberfall in Rottweil, der so unglücklich und glücklich zugleich für den Grafen von Zollern geendigt hatte, da meldete das Schmettern der Trompete abermals einen Herold. Doch war derselbe dießmal nicht ohne ansehnliches Gefolge; auch begehrte er nicht ein Zwiegespräch mit dem Grafen von Zollern selbst, sondern mit seinem getreuen Freunde, dem Ritter von Stauffeneck.

Der von Tritschler befand sich eben bei dem Grafen, als der dienstthuende Wacheoffizier die Botschaft meldete.

„Die Herren unten sind doch nicht so gut von unserer Lage unterrichtet,“ sagte der Graf, „als ich glaubte, sonst verlangten sie nicht nach dem Stauffeneck. Oder sollte es eine Kriegslist seyn?“

„Gewiß haben sie ihn aufgefangen,“ erwiederte der von Tritschler, „oder,“ setzte er langsam und lauernd hinzu, „ist er zu ihnen übergegangen und sie wollen uns nun durch diese Botschaft täuschen.“

Der Graf schaute seinen geheimen Rath lange an, ohne ein Wort zu sprechen; der von Tritschler aber konnte den Blick nicht aushalten, sondern schlug die Augen zu Boden.

„Sprecht mir nicht mehr also,“ sagte endlich der Oettinger kalt und ruhig; „es möchte sonst leicht der Argwohn auf Euch selbst zurückfallen. Der Stauffeneck ist kein Verräther, und böte man ihm auch einen Platz im Himmel

dafür. Doch wir wollen sehen, was die Botschaft bedeutet. Geht dem Herold entgegen, aber hütet Euch wohl, mit Miene oder Wort zu verrathen, daß unser Freund nicht in den Mauern der Burg Zollern weilt."

Der von Tritschler gehorchte stillschweigend, und ebenfalls mit einem ansehnlichen Gefolge gieng er zur äußersten Ringmauer, wo der Herold hielt. Es war dieß derselbe, der schon einmal als Botschafter der Belagerer die Burg betreten hatte. Doch schien er dießmal nur eine untergeordnete Rolle zu spielen, denn alsobald trat ein von Kopf bis zu Fuß gepanzerter Rittersmann vor, der jedoch das Visier hinaufgezogen hatte. Es war der Ritter von Geroldseck.

„Was begehrt Ihr, Herr Ritter?" fragte der von Tritschler, der den Geroldseck augenblicklich erkannte. Aber auch umgekehrt war diesem der von Trischler wohl bekannt.

„Nicht an Euch habe ich eine Botschaft," erwiederte er kurz; „und ich dächte, der Herold hätte den Namen dessen genannt, den ich zu sprechen suche."

„Er hat es," sprach der von Tritschler freundlich und zuvorkommend, „und nur der Umstand, daß mein Freund und Waffenbruder, der Ritter von Stauffeneck, einer kleinen Wunde halber genöthigt ist, die vier Pfähle zu hüten, hielt ihn ab, Euch selbst entgegenzukommen. Aber sprecht ohne Rückhalt. Hat doch der Stauffeneck mir in treuer Freundschaft noch Wichtigeres anvertraut, als Eure Botschaft besagen mag!"

Der von Geroldseck besann sich eine Weile. „Ich habe mein Ritterwort zum Pfand gegeben, dem Stauffeneck das mir anvertraute Gut selbst zu überbringen," sagte er endlich, „könnt Ihr mir einen Beweis geben, daß er Euch als seinen Stellvertreter gesandt?"

„Ich gebe Euch das Wort eines Christen und Ritters," erwiederte der von Tritschler fast mit Würde. „Ich dächte, wen der Graf von Oettingen und Zollern seinen Vertrauten nennt, wen der Ritter von Stauffeneck an seiner Statt sandte, dem könntet Ihr ohne Weiteres vertrauen."

Der von Geroldseck zog aus seinem Brustharnisch eine kleine Kapsel hervor und übergab sie dem von Tritschler.

„Nehmt sie," sagte er, „und Euer Wort darauf, daß Ihr sonder Gefährte überliefert, was ich Euch anvertraut. Habe ich doch schon viele Tage her den Stauffeneck auf dem Schlachtfeld gesucht und nicht finden können, um selbst die Botschaft, und wär's auch auf der Spitze meines Schwertes, überbringen zu können, aber nun weiß ich, warum ich ihn nicht traf!"

Mit diesen Worten nahm er Abschied und wandte sich mit seinem Gefolge den Berg hinab. Auch der v. Tritschler kehrte in die Ringmauer zurück, doch nicht ohne daß einige seiner Begleiter bemerkt hätten, wie er mit dem Herold einige Blicke gewechselt, die fast auf nähere Bekanntschaft schließen ließen. Das aber hatten sie nicht bemerkt, wie der Herold beim Umdrehen ein Steinchen oder dem Aehnliches aufhob, das der von Tritschler hatte fallen lassen. — Letzterer ließ sein Gefolge vorausgehen und betrachtete die überkommene Kapsel von allen Seiten. Endlich fand er den Drücker und in die Augen sprang ihm das Bild einer schönen Jungfrau, in der er augenblicklich Adalbertha von Riedern erkannte. Mehr aber fesselte seine Aufmerksamkeit der kleine Pergamentstreifen, der unterhalb der Kapseldecke verborgen war. Es stand nichts darauf, als die Worte: „des Grafen Abgesandter ist sein Verräther."

„Ha! das gielt mir," sagte er hochaufathmend.

Schnell sah er sich um, ob ihn nicht Jemand bemerkte,

und schnell den Streifen zusammenwickelnd verschluckte er ihn.

„Nun sucht ihn und findet ihn," sprach er abermals böse lächelnd zu sich selbst. „Aber das Verderben soll über euch selbst hereinbrechen, da ihr mich zu verderben glaubtet."

Hastig eilte er zu dem Grafen von Zollern, hastig übergab er ihm die Kapsel, die er wieder sorgfältig geschlossen hatte.

Abermals ward dieselbe geöffnet, und auch der Graf von Zollern erkannte das Fräulein.

Lange schaute der Graf auf das schöne Bild. „So steht's um Dich, mein Junge," sagte er endlich mit einem schwermüthigen Lächeln. „Armer Bursche, du wirst sie nie erhalten, die Hand der Freundin meiner ärgsten Feindin."

Der von Tritschler sprach kein Wort.

Am Abende desselbigen Tages war es auf der Veste Zollern bälder als gewöhnlich stille geworden. Die Kriegsknechte, ermüdet von den Kämpfen der vergangenen Tage und dem langen und vielen Wachen, hatten sich schon bald auf ihr Lager geworfen.

Auch die Wachen, die ausgestellt waren, schienen schläfrig zu seyn, und hätten wohl lieber auf ihrem Lager geträumt, statt dem eben aufgehenden Monde ins bleiche Antlitz zu schauen. Nur der Graf von Zollern war wie immer munter und machte noch spät, nur von dem von Tritschler begleitet, die Runde.

„Ihr habt Unrecht," sagte der Graf, als sie im äußersten Kreise der letzten Ringmauern herumwandelten, um zu sehen, ob alle Wachen auf ihren Posten seyen; „der Markgraf von Baden wird mir seine Hülfe nicht versagen, wenn auch die von Geroldseck und Sulz ehrvergessen genug wären, mich jetzt zu verlassen, da ich in der Noth bin."

„Wie wollt Ihr aber,“ erwiederte der von Tritschler, „das lange Ausbleiben des Ritters von Stauffeneck damit zusammenräumen? Ich weiß, Ihr seyd sein besonderer Gönner und mein treuer Rath ist in Euern Augen nichts, als Scheelsucht und Mißtrauen. Und doch, sollte Euch — der heutige Tag nicht eines andern belehrt haben?“

„Was ist es weiter,“ erwiederte der Graf, „als eine Liebesbotschaft? Der Junge hat das Mädchen liebgewonnen während seiner Gefangenschaft, und da sie ihn viele Wochen nicht gesehen, so schickt sie ihm sein Bild, daß er sie nicht vergesse. Wir haben schon solcher Narrheiten mehr erlebt,“ setzte er lächelnd hinzu.

„Und das bedenkt Ihr nicht,“ warf der von Tritschler ein, „daß ohne Wissen und Willen der Gräfin von Würtemberg keine Botschaft an uns gelangen kann? Das bedenkt Ihr nicht, daß der junge Geroldseck die Sache für wichtig genug hielt, selbst das — Liebespfand, wie Ihr es nennt, zu überbringen? Das bedenkt Ihr nicht, daß Adalbertha von Riedern die vertrauteste Dame am Hofe der Württembergerin ist? Ja jetzt glaube ich auch nicht mehr, daß sie den Stauffeneck aufgefangen haben, aber in Verbindung steht er mit ihnen, in geheimer verrätherischer Verbindung, und das Gemälde sollte der stille Mahner seyn an das, was er insgeheim versprochen.“

Die Hitze des Gesprächs hatte den von Tritschler vielleicht weiter geführt, als er anfangs wollte. Der Graf von Zollern sah ihn lange und fast durchdringend an. „Man sagt,“ murmelte er endlich wie für sich, „daß nur der Schlechte Schlechtes vom Andern vermuthet.“ Doch schnell schüttelte er den Gedanken ab, ehe er festere Wurzel faßte. „Lästert mir den Stauffeneck nicht,“ sagte er nach einer Pause laut und ruhig, aber in ernstem Tone: „der Junge ist

mehr werth, als hundert meiner Vasallen. Auch möchte ich," fuhr er fast spöttisch fort, „Euch nicht rathen, einen derartigen Gedanken in seiner Gegenwart laut werden zu lassen. Es könnte Euch sonst übel bekommen, denn," lachte er, „das Fechten ist gerade nicht Eure stärkste Seite. Doch halt!" rief er, plötzlich durch ein Geräusch aufmerksam gemacht, „hört Ihr nichts?"

Der von Tritschler verneinte, aber der Graf lauschte aufmerksam.

„Bei Gott," sagte er leise, den von Tritschler zum Stillstehen nöthigend; „ich höre etwas." Seine Augen suchten den ganzen Kreis vor ihm zu durchdringen. Jetzt fanden sie einen Haltpunkt. „Seht Ihr?" fuhr er eben so leise, doch heftig fort. „Dort im Schatten, an dem linken Ausfallpförtlein? Bei der heiligen Jungfrau, es sind Geharnischte, die die Mauern übersteigen! Wer da?" rief er laut, und näherte sich rasch dem Punkte, sein Schwert ziehend.

„Mein Gott, Herr Graf," bat der von Tritschler, „es sind ihrer Viele und Ihr seyd nicht geharnischt." Aber der von Zollern hörte ihn nicht, obgleich er nur sein Schwert umgürtet hatte. „Mir nach!" rief er noch lauter, und wie der Blitz stand seine hohe Gestalt unter den Männern, die so eben die äußerste Ringmauer überstiegen hatten. Ein Ruck, die Leiter war umgeworfen und den Eingestiegenen alle Hoffnung zum Rückzug über die Mauer abgeschnitten. Es waren ihrer zehn oder zwölfe, und augenscheinlich hatte sie der plötzliche Ueberfall in die größte Verwirrung gebracht. Doch bald sahen sie, daß nur ein einzelner Mann ihnen gegenüber stand, denn der von Tritschler war feige entflohen.

„Es ist der Graf selbst," flüsterte einer von ihnen,

und alsbald drangen alle auf ihn ein. Der ungleiche Kampf wäre wohl bald zu Ende gekommen, wenn sich nicht der Graf an die Mauer gelehnt und so den Rücken frei gemacht hätte. Auch war er als einer der tapfersten und stärksten Ritter seiner Zeit bekannt, und hätte er seine Rüstung gehabt, so mochten auch ein Dutzend solcher Gesellen weiter ihm keine Angst gemacht haben. Aber auch jetzt neigte sich der Streit keineswegs zum Vortheil der Angreifenden; denn so groß ihre Ueberzahl war, so war es ihnen eben deßwegen unmöglich, alle zumal gegen den tapfern Ritter zu kämpfen, und dieser wußte sich mit einer solchen Gewandtheit, mit einer solchen Stärke zu vertheidigen, daß in einigen Sekunden mehrere der Angreifenden tödtlich getroffen auf dem Boden lagen. Der Graf selbst war unverwundet.

„Ergebt euch, feige Schurken," rief er jetzt, seinen Vortheil wahrnehmend, denn so eben trat der Mond hinter einer Wolke hervor und beleuchtete den Kampfplatz.

„Wir sind des Todes," rief einer der Angreifenden, welcher der Anführer zu seyn schien, „so wir ihn nicht zu Falle bringen. Stecht nach der Brust, er ist ohne Harnisch."

„Ha, Elender!" schrie Graf Friedrich, an der Stimme den Herold erkennend. „Hast Du Dir den Eingang in meine Veste so gut gemerkt, daß Du mir noch einen zweiten Besuch zudachtest? Du wenigstens sollst mir nicht entkommen."

Er führte einen tödtlichen Stoß nach ihm, und schwer getroffen sank derselbe zu Boden. Mit dem Falle ihres Anführers sahen die Uebrigen ihre Sache für verloren an, und streckten die Waffen. Es waren ihrer aber nur Wenige, denn die Hälfte lag sterbend auf dem Rasen.

„Gnade! Gnade!" flehte der Herold. Schenkt mir

das Leben, und ich will Euch ein schrecklich Geheimniß anvertrauen."

„Du willst noch unterhandeln, Schurke," rief der Graf wüthend. „Bindet ihn," herrschte er den Andern zu.

Doch der Feige warf sich dem Grafen zu Füßen und umfaßte seine Kniee. „Ihr habt einen Verräther in Eurer Veste," rief er verzweifelt mit geflügelten Worten. „Ein furchtbarer Eid bindet meine Zunge, aber es ist Einer, der Euch nahe steht, vielleicht am nächsten von Allen. Heute Morgen gab er mir das Zeichen, daß wir heute Nacht eindringen sollten. Er wollte nicht ferne seyn, sich von uns überwältigen lassen, daß wir ihm die Schlüssel abnähmen und die Thore öffneten für die Belagerer. Ich weiß nicht, ist er an uns, wie an Euch, zum Verräther geworden, oder hat ihn ein Zufall verhindert, sein Vorhaben auszuführen. Aber nun ich Euch Alles gesagt, so schenkt mir das Leben." Noch immer kniete der Elende vor dem Grafen, als sich in schnellen Schritten Bewaffnete nahten. Die Wachen, die den Tumult des Kampfes gehört, hatten Lärm gemacht, und auch der von Tritschler, da er die ganze Besatzung auf den Beinen fand, trieb zur Eile, den Grafen von Zollern zu retten. Fast ohne Athem, den Nachrückenden weit voraus eilend, kam er auf dem Kampfplatz an.

„Gott sey gedankt, Ihr lebt," rief er, wie hoch entzückt, als er den Grafen erblickte. „Ich fürchtete schon das Aergste."

„Eure Schuld wenigstens ist es nicht, wenn ich nicht unter den Todten bin," erwiederte der Graf kalt.

„Ich eilte, Euch Hülfe zu bringen," versicherte eifrig der von Tritschler, doch der Graf gab ihm keine Antwort.

„Wer hatte die Wache an diesem Pförtchen," fragte er strenge.

Der Name des Söldners wurde genannt, und sogleich dieser selbst vorgerufen. Der Bursche zitterte. Er sah den von Tritschler an, aber sprach kein Wort.

„Hängt ihn an den nächsten Baum auf," herrschte der Graf weiter, und der von Tritschler wagte wieder freier zu blicken, als dem Befehl alsobald Folge geleistet wurde.

„Die Schlüssel zum Pförtchen!" befahl wiederum der Graf. „Schafft die Leichen hier hinaus, daß sie die Ihrigen holen können, und dem feigen Gesellen da gebt einen Tritt und jagt die Andern hintendrein, sie sind des Strickes nicht werth, sonst hätten sie nicht, ein Dutzend stark, einen Einzelnen um Gnade gefleht."

„Wie?" rief jetzt der von Tritschler. „Ihr wollet den Meuchelmördern das Leben schenken? Das sey ferne. Euer Leben war in Gefahr und für diese Frevelthat sollen sie büßen."

„Hei," rief fast laut einer der Knechte, der einer der ersten auf dem Platze angelangt war; „dem gestrengen Herrn Ritter wäre wohl mit dem Tode der Burschen da gedient? Die Todten freilich schwatzen nichts aus."

„Was soll das?" herrschte der Graf von Zollern, der die Worte nur halb vernommen. „Lasset die Elenden laufen, daß sie der Mömpelgarderin erzählen, wie der Oettinger seine Feinde behandelt, wenn sie zu Verrath ihre Zuflucht nehmen."

„Wie Ihr befehlt, gnädigster Herr," erwiederte der Kriegsknecht, während die Befehle des Grafen vollzogen und die Söldner der Gräfin Henriette mit Schmach zum Thore hinausgestoßen wurden; „aber ich meine nur," flüsterte er leise, „wenn alle Verräther gestäubt werden sollen, so müßte man weiter oben anfangen."

Der Graf schien nicht weiter darauf zu hören; bald

war die Ruhe wieder hergestellt, und auf dem Schlosse Zollern hörte man die übrige Nacht hindurch nichts mehr, als den schweren Tritt der auf- und abgehenden Wachen und ihren Zuruf zur Stunde der Ablösung. Doch blieb auch sonst noch manches Auge wach, denn die Söldner sprachen manch' schweres Wort über den von Tritschler, dem Niemand auf der Burg mehr wohl wollte. Aber Alle waren einig im Lobe der Tapferkeit und des Edelmuthes des Grafen Friedrich, ihres Herrn und Befehlshabers, und nie war die Begeisterung für ihn größer, als eben jetzt. Er selbst hatte sich in sein innerstes Gemach zurückgezogen, aber nicht um der Ruhe zu pflegen, denn bis an den frühen Morgen gieng er bald schneller, bald wieder langsamer auf und ab und schien Vielerlei zu überlegen.

„Nein," sprach er endlich halblaut, „es kann nicht seyn, es ist elende Verläumdung. Ich habe ihn wie meinen Bruder gehalten, er ist mit mir groß gezogen, er ist der Erste in meinem Rath, es kann nicht seyn, es ist kein Verräther. Wie könnte ich auch dem Gerede eines elenden Feiglings trauen? Fort mit den schlimmen Gedanken, sie kommen von der Hölle; will ich nicht zu Grunde gehen, muß Einigkeit in meiner Feste herrschen."

Er öffnete das Fenster. Die frische Luft kühlte seine erhitzten Wangen, und bald war wieder Heiterkeit in sein Gemüth eingezogen.

XIII.

Im Unglück lernt man
seine Freunde kennen.
Alter Spruch.

Es war einige Tage später, als sich dem Schlosse Zollern von der östlichen Seite her ein einsamer Reiter näherte. Diese Seite war von dem Belagerungsheer mehr außer Acht gelassen worden, denn kein Weg führte von da auf die Burg, und so schroff erhoben sich hier Felsen über Felsen, daß es überflüssig schien, den Zugang zu bewachen, den Niemand weder herab- noch hinaufzukommen wagen konnte. Dennoch brauchte der Reiter die größte Vorsicht; er sah sich bald rechts, bald links um, und horchte mit der gespanntesten Aufmerksamkeit, doch kein Geräusch ließ sich vernehmen, als das der Waldvögel, die durch den ungewohnten Gast aufgescheucht wurden. Die Gegend war ringsum unwirthsam, eine Haide von einzelnen Bäumen besetzt. Auch führte kein eigentlicher Weg durch das hoch aufgeschossene Gras und nur aus besondern Kennzeichen schien der Reiter die Richtung zu folgern, die er zu nehmen hatte. Je mehr er sich jedoch der Burg näherte, um so düsterer wurde der Wald, und besonders glich eine Stelle einer undurchdringlichen Wildniß, aber gerade diese Stelle, ungefähr drei Viertelstunden von der Burg entfernt, war das Ziel des Reiters. Hohe Bäume erhoben sich hier, durch dichtes Gebüsch in einander verkettet. Es schien kaum möglich, durchzukommen, und nie hatte wohl eines Menschen Fuß hier gewandelt, wenigstens zeigten sich keine Spuren in dem weichen Moose. Der Landmann floh diese Stelle, als einen gar bösen Ort, denn man erzählte sich von ihm schlimme Geschichten. Von uralten Zeiten her sollte es hier nicht geheuer seyn, und Schäfer, die zufällig

bis in die Nähe gekommen waren, oder verirrte Wanderer wollten oftmals Stimmen in der Tiefe vernommen haben, oder trat ihnen plötzlich ein Mann in den Weg, der aus der Erde hervorgekommen zu seyn schien. Ja sogar gespenstige Reiter sollten der Tiefe schon entstiegen seyn, lauter untrügliche Zeichen, daß hier die Seelen früherer Abgeschiedenen verweilten, die auf der Erde zu ewiger Unruhe verbannt waren, da sie der Himmel nicht aufgenommen hatte.

Der Reiter bog das Gebüsch sorgfältig auseinander, nachdem er sich überzeugt hatte, daß hier kein Mensch in der Nähe verweile. Er war abgestiegen und zog sein sträubendes Pferd hinter sich her. Der Gang war schwierig, denn nicht selten lagen hohe Felsstücke im Wege, deren Ueberzug von grauem Moose bewies, daß sie schon von uralten Zeiten her unberührt hier lagen. Je weiter der Reiter kam, um so mehr häuften sich die Felsblöcke, und nach wenigen Minuten hatte er eine Stelle erreicht, wo es unmöglich schien, weiter zu kommen, und doch war offenbar dieser Platz schon öfter betreten worden, denn das Moos erschien zerdrückt und in eine weite Ritze, welche zwei mächtige Steine bildeten, führte eine Art von Fußsteig, zwar eng und schmal, aber hoch genug, daß auch ein Pferd durchkommen konnte. Vielleicht mochte es der Eingang zu einer Höhle seyn, in der wilde Thiere ihre Lagerstätte aufschlugen? Der Reiter führte sein Pferd hinein. Bald erweiterte sich der Gang und es zeigte sich jetzt deutlich, daß derselbe nicht durch die Natur, sondern durch Menschenhände gebildet war. Der Reiter kam nun an eine eiserne Thüre, die das weitere Vordringen verhinderte. Er klopfte dreimal laut mit dem Knopfe seines Schwertes, daß es dumpf wiederhallte in dem engen Felsengange.

„Wer da?“ erscholl von innen eine Stimme.

„Ein Freund von Zollern,“ erwiederte der Reiter.

„So gebt das Zeichen,“ hieß es von innen wieder heraus.

„Keine Weiber, keine Pfaffen,“ sprach der Gefragte, indem er abermals dreimal mit dem Schwertknopfe anpochte.

Jetzt hörte man von innen das Thor aufschließen und bald knarrte es in seinen Angeln, deren schriller Ton zeigte, daß sie nicht oft in Bewegung gesetzt wurden. Ein Mann erschien von Kopf bis zu Fuße gewappnet, und wäre der Reiter kein Freund gewesen, so möchte es ihm auch schwer geworden seyn, mit Gewalt vorzudringen.

„Ihr seyd es, Herr Ritter?“ sprach der Mann, der hier Wache zu halten schien.

„Ihr kommt zur gelegenen Zeit, man hatte Euch auf der Burg schon für verloren gegeben.“

Der Ritter, in dem wir den von Stauffeneck erkennen, zog rasch sein Pferd in den Gang, und half der Wache das Thor wiederum verschließen. Nun wurden Fackeln, die man immer für solche Fälle in Bereitschaft hielt, angezündet, und bei ihrem Schein ward es dem Ritter leicht, seinen Weg zu verfolgen. Es war ein langer, schmaler Gang, der bald steil in die Höhe führte und den durch den Berg zu graben nur der Ausdauer und dem Muthe früherer Zeiten möglich war; denn vor Alters hatte jede feste Burg einen solchen unterirdischen Ausweg, durch den man sich in der höchsten Noth vor den eindringenden Feinden retten konnte. — Der von Stauffeneck brauchte wohl eine Stunde, ehe er auf der Höhe des Berges angelangt war. Hier war abermals eine eiserne Thüre angebracht, und erst als auch diese geöffnet war, gelangte der Ritter zwar nicht ins Freie, aber doch in ein weites Gewölbe unter der Burg, von wo aus ein breiter Gang in den Schloßhof führte.

Sogleich eilte er zum Grafen von Zollern und dieser berief alsbald einen Kriegsrath, um die Botschaft des von Stauffeneck zu vernehmen.

„Dein Gesicht verkündet uns nichts Gutes,“ sagte der Graf, als die Ritter versammelt waren, „doch sprich frei heraus. Du kannst nichts Schlimmeres sagen, als wir erwarten.“

„Ich bringe Euch keine Hülfe,“ erwiederte der von Stauffeneck. „Ihr seyd auf Euch selbst verlassen, in diesen wenigen Worten habt Ihr den ganzen Inhalt meiner Botschaft.“

„Wohl habe ich mich immer auf mich selbst verlassen,“ sprach der von Zollern stolz, „und mein eigen Schwert war immer meine beste Hülfe, doch ich kann es kaum glauben, daß alle meine Freunde sich von mir losgesagt. Sag' an, wie steht es mit denen von Geroldseck?“

„Ihr könnt Euch die Antwort selbst geben,“ versetzte der von Stauffeneck, „wenn ich Euch sage, daß der Erbe des Grafen Otto sich im Lager da unten befindet, und um die Hand der Nichte des von Wöllwarth wirbt.“

„Die Elenden,“ murmelte der Graf von Zollern. „Als ihre Burg belagert wurde, da sandten sie Botschaft über Botschaft, und ich war der Erste, der ihnen beistand; aber — es kommt der Tag der Vergeltung.“

„Ich habe eine Ausforderung an sie ergehen lassen,“ fuhr der von Stauffeneck fort, „mit mir zu kämpfen auf Leben und Tod, Einer nach dem Andern, aber sie beeilten sich nicht, meiner Ausforderung nachzukommen.“

„Brav, mein junger Vetter,“ sagte der von Zollern, „doch weiter, wie ergieng Dir's bei den Uebrigen?“

„Ich ritt zu dem von Helfenstein,“ erzählte der von Stauffeneck weiter, „aber der arme Graf Friedrich ist selbst

hart bedrängt, und kann sich der Ulmer, die auch seine Feste belagern, kaum erwehren. Der Kraft von Hohenlohe liegt in Fehde mit dem Grafen Heinrich von Löwenstein. Gebhard von Rechberg aber meinte, Ihr solltet Euch nur selbst aus der Patsche helfen, denn Ihr seyd mit Gewalt hineingerathen. Da sah ich, daß in der Nähe nichts zu machen war, und ritt nach Baden.

„Und auch dort hat man Dich abgewiesen?" fragte mit brennenden Wangen Graf Friedrich.

„Mit Nichten," erwiederte der junge Ritter, „der edle Herr von Baden wäre lieber gleich aufgesessen, Euch Beistand zu leisten, aber es fehlt ihm am Nöthigsten, am Gelde. Doch läßt er Euch schön grüßen und hofft, Ihr werdet eine Zuflucht auf seinem festen Schlosse nicht verschmähen. Eure Burg Zollern würde sich schon noch einige Zeit halten und inzwischen könntet Ihr mit ihm zusammen Truppen anwerben, um den Württembergern und Reichsstädtern mit gleicher Anzahl auf den Hals zu kommen. Vor allen Dingen aber sey Geld nöthig, und da werdet Ihr Euch wohl entschließen müssen, Eure Burg und Besitzungen auf eine Zeitlang zu verpfänden."

Der von Stauffeneck hatte geendet und eine geraume Zeit herrschte lautlose Stille im Saale, denn Zornesröthe flammte auf den Wangen des Grafen. Er gieng einigemal mit heftigen Schritten auf und ab, und schien mit sich selbst zu sprechen.

Der von Tritschler brach zuerst das Stillschweigen. „Es ist ein schmachvoller Vorschlag, den der Graf von Baden macht," sagte er wie entrüstet. „Wie? Ihr Eure Besitzungen verpfänden? Lieber wehren wir uns bis auf den letzten Mann!"

Der Graf von Zollern stand dicht vor ihn hin und

betrachtete ihn lange prüfend. „Wäret Ihr der von Stauffeneck," sagte er endlich, „so würde mich eine solche Rede nicht gewundert haben, doch von Euch?..." wiederum gieng er einigemale auf und ab.

Nunmehr sagten auch die übrigen Ritter ihre Meinung, und beinahe alle stimmten darin überein, daß man sich auf der Burg halten müsse, bis von Auswärts Hülfe käme.

„Wer wird uns aber beistehen?" fragte jetzt der von Tritschler. „Nur ein erfahrener Ritter kann diesen Beistand bewirken. Einen solchen sende der Graf als seinen Gesandten nach Baden und zu seinen andern Freunden, er selbst aber vertheidige die Burg seiner Väter bis auf den letzten Mann."

„Und der erfahrene Mann wäret Ihr?" fragte der Graf von Zollern mit bitterem Lächeln. „Da könnten wir vielleicht etwas zu lange auf Hülfe warten müssen. Doch," fuhr er ernst fort, „ich habe meinen Entschluß gefaßt. Ich selbst will die Hülfe des Grafen von Baden nachsuchen. Ich will doch sehen, ob er dem Oettinger seinen Arm verweigert, wenn er selbst vor ihm steht! Und müßte ich auch Alles, was ich habe, verpfänden, ich will's thun, denn die Mömpelgarderin soll's nicht bekommen. Den Stauffeneck lasse ich hier zurück mit der ganzen Besatzung. Es sind ihrer zwar nur noch Wenige, aber um so besser wird der Mundvorrath ausreichen, und wären es ihrer auch nur noch Hundert, sie können sich gegen die Württembergerin halten und wäre es auch ein Jahr lang. Ich selbst brauche nur ein halb Dutzend tapferer Gefährten, und unter ihnen sey mein kluger Rath Tritschler, der mir wenigstens mit der Feder aushelfen wird, wenn auch sein Schwert stecken bleibt," setzte er fast fröhlich hinzu. „Meine Sache," so schloß er seine Rede, „ist die Sache jeden guten Ritters,

und bald hoffe ich mit Hülfe des Badensers so stark zu seyn, um in offenem Kampfe den Belagerern die Stirne bieten zu können."

Unabänderlich blieb der Graf auf diesem Entschlusse, ja, als ihm sogar der von Stauffeneck auf sein Gemach folgte und ihn beschwor, dem Tritschler nicht zu trauen und wenigstens ihn als treuen Begleiter mitzunehmen, ließ er sich von seinem Vorhaben nicht abbringen.

„Den Tritschler laß' mir in Ruhe," sagte er treuherzig, „er gleicht Dir nicht an Ehrlichkeit und Tapferkeit, aber als Geheimerrath und Schreiber weiß ich keinen bessern, und sorge nicht, daß er mir zu nahe tritt, ich hab' ihn ja stets unter besonderer Aufsicht. Doch fast hätte ich's vergessen," versetzte er am Ende lächelnd, „ich hab' einen kleinen Gruß für Dich. Gieb' Acht, wie schnell ich Deine jetzige Niedergeschlagenheit verwandeln kann."

Damit übergab er ihm das Bild der edlen Adalbertha von Riedern. Eine hohe Röthe überzog das Gesicht des Ritters von Stauffeneck; doch vergebens fragte er, woher das Bild komme, oder warum es ihm zugeschickt worden sey. Der Graf wußte ihm keine weitere Auskunft zu geben.

Bis spät in die Nacht dauerten die Vorbereitungen, und als endlich Alles angeordnet war, konnte der von Stauffeneck vor innerer Aufregung doch nicht alsobald Ruhe finden. Noch lange schaute er in die sternenhelle Nacht hinaus, und in buntem Traume zogen die Gestalten des Grafen Friedrich, Adalbertha's und des jungen Geroldseck in seiner Seele vorüber. Nur der von Tritschler schien die Ruhelosigkeit mit ihm zu theilen, denn auch in seinem Zimmer brannte noch Licht, und so hell waren die Strahlen desselben, daß die ganze Wand des Schlosses davon beleuchtet ward. Plötzlich flammte auch im Lager eine Leuchte

auf und verschwand alsbald wieder, als der von Tritschler die seinige gelöscht hatte. Eine Weile darauf öffnete sich ein Fenster auf der Seite, wo der von Tritschler seine Stätte hatte, und es fiel Etwas zur Erde, wie ein schwerer Stein. Auch schien sich unten an der Schloßmauer eine menschliche Gestalt zu bewegen. Die Wache rief an, doch keine Antwort erfolgte. Auch der von Stauffeneck bemerkte nichts mehr. Sein Kopf war zu voll, als daß er weiter darüber nachgedacht hätte. Erst nach Mitternacht fand er den Schlaf.

XIV.

Also sollen alle Verräther sterben.

Göthe.

Wir versetzen uns nun ins Lager der verbündeten Württemberger, Rottweiler und Ulmer.

Es war in derselbigen Nacht, da der Graf von Zollern beschlossen hatte, mit nur wenigen Begleitern sich selbst nach Schloß Baden zu begeben, um mit des Badensers Hülfe seine Stammburg zu entsetzen. — In derselbigen Nacht finden wir in dem Zelte der Gräfin von Württemberg den Kriegsrath versammelt. Alle sahen gespannt nach der Feste Hohenzollern hinauf; Alle erwarteten offenbar eine Botschaft von daher.

„Die Fackel brennt schon über eine halbe Stunde," rief die Gräfin von Württemberg ungeduldig, „und noch immer ist der feige Geselle nicht zurück."

„Wenn er nur von den Wachen nicht bemerkt wurde," meinte ein anderes Mitglied des Kriegsrathes. „Es wäre

Schade, wenn der Anschlag des edlen Herrn von Tritschlers abermals vereitelt würde."

„Des edlen Herrn von Tritschlers?" rief der alte Wöllwarth. „Des Teufels will ich seyn, wenn Einer meines Namens also edel handelte, wie dieser Herr von Tritschler, ich zerschlüge ihm sein Wappen an seinem eigenen Schädel. Ich wollte, gnädigste Frau," fuhr er zur Gräfin von Württemberg gewendet fort, „wir griffen den Zollern Stirn gegen Stirne an, und sollte es auch einem hundert Ritter das Leben kosten, aber die Verräthereien des Tritschlers führen sicherlich zu keinem guten Ende."

Die Gräfin nahm sich keine Zeit, ihrem tapfern Feldherrn und Geheimenrathe zu antworten, denn so eben war der sehnlich erwartete Bote hereingeeilt.

„Endlich!" rief die Gräfin und griff hastig nach dem Pergamentstreifen, der um einen schweren Stein gewickelt, ihr überreicht wurde. Schnell überflog sie das Papier und immer mehr erheiterten sich ihre gespannten Züge.

„Ha!" rief sie endlich, „das ist mehr, als ich erwartet hätte. Endlich ist der Tag der Rache gekommen." Mit diesen Worten übergab sie das Pergament einem der Umstehenden, um es der ganzen Versammlung vorzulesen. Lauter Jubel erscholl, als der Inhalt bekannt ward; nur allein der alte Wöllwarth und der junge Ritter von Geroldseck schüttelten die Köpfe.

„Ich wollte, hohe Herrin," sprach der junge Geroldseck, „die morgige Nacht wäre vorüber oder es würde mir vergönnt, einige Tage auf Urlaub heimzureiten, denn es will mir nicht zu Kopfe, daß der tapfere Graf von Zollern also schmählich durch Verrath soll umkommen."

„Und wer sagt Euch denn," erwiederte die Gräfin, „daß er umkommen soll? Gottes Blut, kein Leid soll ihm

geschehen, so es möglich ist. Gebunden und lebendigen Leibes will ich ihn haben, damit er fußfällig erkenne, wie ein Weib seine Herrin ist. Doch," fuhr sie gefaßter fort, „ich weiß, Ihr möchtet nicht gerne unter denen seyn, die an seiner Ueberwältigung Theil nehmen sollen, da Ihr einst sein Freund waret; beruhigt Euch, weder ich, noch Ihr, noch mein Geheimerath und Feldhauptmann werden dabei seyn. Die Ulmer und Rottweiler lassen sich das Vergnügen nicht nehmen, Ihren alten Widersacher selbst zu fangen und wir Uebrigen bilden blos die Zuschauer."

Nach kurzer Berathung gieng der Kriegsrath auseinander und ruhig gieng der folgende Tag vorüber. In der Nacht darauf aber zog in aller Stille ein starker Trupp Wohlbewaffneter in weitem Umwege um den Berg Hohenzollern herum und lagerte sich auf dessen linken Seite, da wo der unterirdische Gang sich ausmündete. Ein zweiter Trupp stellte sich weiter rechts, und ein dritter weiter links auf, so daß unmöglich irgend Jemand, der von dieser Seite aus Burg Zollern entkommen wollte, ihnen entwischen konnte. Die Gräfin von Württemberg aber stellte sich, nur von dem alten Wöllwarth und dem jungen Geroldseck nebst einigen wenigen Dienern geleitet, auf einer Anhöhe auf, von wo aus man Alles übersehen konnte.

Es war tiefe Nacht, da stieg der Graf Friedrich von Zollern und Oettingen nur von Wenigen begleitet, in die tiefen Gewölbe der Burg hinab.

„Daß ich Euch begleiten dürfte," sagte leise der von Stauffeneck zu ihm, „mir ahnet Schlimmes."

„Du wirst die Burg meiner Väter vertheidigen," erwiederte der Graf von Zollern. „Ich könnte sie keinem

bessern Hirten anvertrauen. In wenigen Wochen gedenke ich Dich wieder zu sehen. Aber die Pferde werden nun unten angelangt seyn, wir müssen uns sputen. In einer Viertelstunde macht ihr den Ausfall. Die Mömpelgarderin wird nicht vermuthen, daß, während Ihr das Lager angreift, und sie aus dem Morgenschlummer weckt, ihr schlimmster Feind bereits entkommen ist. Doch sie soll meine Hand in wenigen Tageu zu fühlen bekommen."

Tief gerührt nahm der junge Stauffeneck Abschied und stieg auf eine Felsenspitze hinaus, um zu spähen, ob der Graf sicher aus dem Gange herauskomme. Nur Ein Knecht begleitete ihn. Tiefe Stille herrschte. Die Dunkelheit ließ Nichts erkennen, als die allernächsten Umgebungen. Lange schaute der junge Stauffeneck den steilen Abhang hinab, und schon wollte sich sein Herz dem fröhlichen Gedanken hingeben, daß Alles geglückt sey, da stieß ihn der Kriegsknecht, der mit ihm gekommen, leise an.

„Hörtet Ihr Nichts?" sagte er. „Wenn man nur einen Augenblick Licht hätte, so wollte ich gleich wissen, ob mein Ohr recht gehört."

„Stille," sagte der junge Ritter; „der Graf wird mit seinen Begleitern aus dem Gange herausgekommen seyn. Das ist Alles."

„Wollte Gott, es wäre so," meinte wieder der Kriegsknecht; „aber ich traue dem Tritschler nicht über den Weg."

Jetzt war's wieder eine Zeitlang stille, und schon wollte sich der junge Stauffeneck in die Feste zurückbegeben, da erschallte auf einmal ein furchtbarer Lärm das Thal herauf. In demselben Augenblicke zerriß der Mond das Gewölke, und man konnte Alles wie bei Tage erkennen.

Ein Schrei des Entsetzens entfuhr dem von Stauffeneck

und seinem Begleiter, und ohne ein Wort zu sprechen rannten beide so schnell sie laufen konnten, der Burg zu.

„Verrath! Verrath!“ rief der Knecht; „der Graf ist von den Feinden überfallen.“

„Zu den Waffen! Zu den Waffen!“ schrie der junge Stauffeneck, und in wenigen Minuten war die ganze Besatzung auf und bewehrt. Der Kriegsknecht, der mit dem von Stauffeneck gewesen war, und in dem wir unsern alten Bekannten, den langen Gideon wieder erkennen, hatte in einem Augenblicke eine Schaar um sich gesammelt und stürmte schon zu den Thoren hinaus. Fast in derselben Minute folgte der von Stauffeneck mit der übrigen Besatzung, indem kaum einige Mannschaft zur Bewachung des Schlosses zurückblieb. Im wüthendsten Galopp gieng es die steile Schloßsteige hinab.

Der von Stauffeneck jagte der Stelle zu, wo der unterirdische Gang sich ausmündete. Eben war er um eine Ecke gebogen, von wo aus man die Gegend fast übersehen konnte, da sprengte ein Reiter mit verhängtem Zügel ihm entgegen. Es war der von Tritschler.

„Wo ist der Graf?“ schrie ihm der von Stauffeneck von weitem entgegen.

Der von Tritschler gab keine Antwort, sondern suchte in wüthender Eile an ihm vorüberzukommen.

„Wirst Du mir Rede stehen, Schurke?“ schrie wiederum der von Stauffeneck, sein Pferd mit einem gewaltigen Satze an die Seite des fliehenden Ritters drängend.

„Ihr seyd's?“ rief dieser jetzt wie verwundert. „Flieht, es ist die höchste Zeit, der Graf ist gefangen; die meisten mit ihm; und nur durch ein Wunder gelang es mir, zu entkommen; ein Schurke muß Alles verrathen haben.“

„Wißt Ihr, wer der Schurke ist?“ erwiederte der von

Stauffeneck mit so bitterem Lachen, daß der von Tritschler bleich zurückbebte. „Du bist's. Oder wolltest Du nicht eben jetzt zur Gräfin reiten, den Lohn Deines Bubenstückes einzuernten? Doch Du sollst einen Lohn haben, aber einen andern, als Du erwartetest.“

Schnell ergriff er die Zügel des Pferdes, das der von Tritschler ritt und gab diesem mit seinem Schwertknopfe einen so gewaltigen Stoß, daß der Reiter zu Boden sank. Das Pferd suchte in mächtigen Sprüngen das Weite. Im Augenblick sprang er selbst vom Rosse, warf den von Tritschler, der sich erheben wollte, abermals zu Boden und drückte ihn mit einem Knie nieder, daß der Ritter kaum zu athmen vermochte.

„Laßt mich,“ sprach der von Tritschler mit erstickter Stimme. „Um Gott, verschont mich, und ich will Euch Alles bekennen.“

„Du sollst nichts bekennen,“ erwiederte der von Stauffeneck kalt; „ich weiß schon Alles. Bete schnell ein Ave, denn Du mußt sterben.“

Er suchte nach dem Dolche, den die Ritter um jene Zeit stets bei sich zu tragen pflegten und eine Minute später wäre der von Tritschler nicht mehr unter den Lebenden gewesen; aber in demselben Augenblicke erreichten seine Reiter, die ihm so schnell als möglich gefolgt, den Schauplatz. Zugleich mit ihnen sprengten von der entgegengesetzten Seite einige Knechte des Grafen von Zollern vereinzelt daher.

„Helft mir,“ stöhnte der von Tritschler. Doch keine Hand regte sich, ihn aus seiner Lage zu befreien. Aber der von Stauffeneck hatte sich jetzt anders besonnen.

„Es wäre zu ehrenvoll für ihn,“ murmelte er, „wollte ich ihn mit meinem Dolche ermorden. Er soll den Tod

eines Verräthers sterben. Nimm ihn, Martin," sagte er zu einem der Knechte, „binde ihn an Dein Pferd an oder thue mit ihm, was Du willst, aber mit Deinem Kopfe haftest Du für ihn."

Indem sprengten einige Reiter über die Ebene her, die offenbar in heller Flucht begriffen waren.

„Ha!" rief der von Stauffeneck, „das sind des Grafen Begleiter. Wo ist der Graf," schrie er mit fast erstickter Stimme; „Du mußt es wissen" — wandte er sich an Einen, der über und über mit Blut bedeckt war; „Du warst ja unter denen, die mit ihm durch den Gang entkommen wollten."

„Der Graf ist gefangen," erwiederte dieser, „wenn nicht gar getödtet. Wie wir aus dem Gange hervortraten, fanden wir den ganzen Wald von den Württembergern umstellt, wir suchten mit Gewalt durchzudringen, aber es war unmöglich. Der Graf fuhr unter sie wie ein Wetterstrahl; wohl an die Hundert von ihnen liegen erschlagen; aber die Ueberzahl war zu groß; ich glaube, außer mir ist Keiner entkommen; den Grafen sah ich selbst fallen; wohl ihrer Zwanzig hatten sich über ihn hergemacht; weiter konnte ich nichts bemerken."

Jetzt hörte man den Tritt, wie von vielen Fußgehenden, die in regelmäßiger Ordnung anmarschiren. Es war die Hauptmacht der Württemberger und Reichsstädter. Schnell ordnete der von Stauffeneck die Seinigen; es mochten etwa sechzig bis siebenzig Reiter seyn.

„Der Kampf mit den Reichsstädtern kann uns jetzt zu Nichts führen," rief er den Knechten zu. „Den Grafen müssen wir befreien oder mit ihm untergehen."

Vorwärts gieng's nach der entgegengesetzten Seite, während das Fußvolk der Feinde in geordneten Reihen langsam

nachrückte. Der von Tritschler ward von zwei Reitern in die Mitte genommen.

Kaum waren sie einige hundert Schritte vorwärts gesprengt, da eröffnete sich ihnen ein sonderbares Schauspiel. Auf einem kleinen Hügel, von dem aus man die ganze Gegend übersehen konnte, hielt ein kleiner Trupp, der eben von der aufgehenden Sonne beleuchtet wurde. Es waren nur wenige Ritter, aber ihre Harnische glänzten hell in der Sonne und deutlich erkannte der von Stauffeneck den von Wöllwarth und einige andere Vertraute der Gräfin von Württemberg. Jetzt sah er auch ein Paar Frauen inmitten der geharnischten Ritter. Indem brach ein Haufen von Reitern hinter dem Hügel hervor und stürzte sich wie ein Sturmwind auf die wenigen Ritter, die schnell einen Kreis um die Frauen schloßen.

„Bei Gott!" rief jetzt der von Stauffeneck; „es ist die Gräfin von Württemberg und Adalbertha muß bei ihr seyn. Ich muß sie retten, es koste was es wolle."

Im Augenblicke sprengte er dem Hügel zu; ihm nach die Seinigen.

Inzwischen hatte der Trupp Reiter, welcher die Ritter auf dem Hügel angegriffen hatte, keinen Augenblick gesäumt, und so tapfer sich auch die Ritter wehrten, so lag doch der von Wöllwarth bereits am Boden, und nur mit Mühe konnte der junge Geroldseck und ihre andern Begleiter noch die Gräfin von Württemberg beschützen.

„Hurrah! drauf und dran!" schrie einer der Angreifenden, der kein anderer war, als der lange Gideon. „Haut Alles nieder, was weiße Armbinden trägt, und wär' es zehnmal eine Gräfin von Württemberg."

In demselben Augenblick sprengte der von Stauffeneck herbei.

„Halt!" rief er, und warf sich zwischen die Kämpfenden. „Laßt los, sage ich," rief er noch lauter, da die Streitenden nicht im Augenblicke aufhörten zu kämpfen; „laßt los, oder ich schlage euch zu Boden, ob ihr gleich die Zollernschen Zeichen tragt."

Zugleich sprang er vom Pferde und half dem am Boden liegenden Wöllwarth auf. Dieser war schwer verwundet, doch kehrte sogleich das Bewußtseyn wieder.

„Ihr seyd ein Ritter," sprach er, dem von Stauffeneck die Rechte kräftig schüttelnd, „und habt ritterlich gehandelt. Sagt mir Euern Namen, daß ich weiß, wem ich meine Rettung verdanke." — Er mochte wohl den Ritter in seiner einfachen Rüstung ohne Abzeichen nicht erkannt haben.

Nun trat auch die Gräfin von Württemberg vor. Ihr Gesicht war noch bleich vom Schrecken, denn der Tod schien ihr gewiß gewesen zu seyn. „Seyd Ihr, wer Ihr wollt," sprach sie, indem ihre Wangen sich wieder zu färben begannen; „denn die Ritter von Burg Zollern scheinen heute alle gleiche Rüstung zu tragen, so daß ich Euch nicht erkennen könnte, und wenn ich Euch auch schon früher gesehen hätte; aber wäret Ihr auch der Graf Friedrich selbst, kommt Ihr einmal an meinen Hof zu Stuttgart, und habt eine Bitte an mich, die zu erfüllen in meiner Kraft steht, mein fürstliches Wort darauf, sie ist schon so gut als erfüllt."

Jetzt nahte sich ein großer Trupp Reiter. Es waren Anhänger der Gräfin.

„Zu Pferde, Herr Ritter," rief der von Geroldseck; „Ihr möchtet sonst leicht gefangen werden. Bei Gott, wir müssen Euch gegen unsere eigenen Freunde warnen."

„Halt, noch Eins," sagte der alte Wöllwarth. „Hier diese Kette ist das Werthvollste, was der Wöllwarth bieten

kann. Nehmt sie," setzte er zu dem von Stauffeneck gewendet hinzu, indem er dieselbe Kette, die ihm einst die Gräfin von Württemberg gegeben, hervorzog; „nehmt sie nicht als Zeichen meiner Erkenntlichkeit, nur als Erinnerung an mich."

Schnell schwang sich der von Stauffeneck auf's Pferd, denn die Reiter der Gräfin nahten.

In einem Augenblicke waren die Seinigen um ihn gesammelt, aber schwerlich wäre es den Wenigen gelungen, auf die Feste zu entkommen, da nun auch die Fußmacht des Feindes ihnen nachrückte, wenn nicht der steile und enge Weg sowohl Fußgängern als Reitern das Nachsetzen erschwert hätte. Nur Wenige hatten auf der schmalen Steige neben einander Platz, und so gelang es den Reitern, sich der großen Masse zu erwehren. Nur eine ganz geringe Besatzung war diesen Morgen auf der Burg gelassen worden, allein sie reichte hin, um den Reitern den Einzug in die Burg zu erleichtern. Alsbald wurden die Thore wieder geschlossen.

Der von Stauffeneck, obwohl schwer verwundet, übernahm den Befehl auf der belagerten Feste, und noch an demselben Abend sah man auf der obersten Zinne der Burg einen Leichnam baumeln. Es war der von Tritschler, den die Belagerten zum Lohn seiner Verrätherei allda aufgehängt hatten. Der Leichnam ward nicht abgenommen, so lange die Belagerung dauerte, und nun erst, als die Feste in ihren Trümmern zusammenstürzte, ward auch er unter denselben begraben. Noch jetzt aber geht die Sage, daß der Verräther allnächtlich auf dem Berge umhergehe, da ihm nie ein ehrlich Begräbniß geworden.

XV.

Was will die einsame Thräne?
Sie trübt mir so den Blick?
Sie blieb aus alten Zeiten
In meinem Aug' zurück.

Ach meine Liebe selber
Zerfloß wie eitel Hauch!
Du alte einsame Thräne
Zerfließ jetzunter auch.

H. Heine.

Die Geschichte führt uns nun über einen Zeitraum von fast zwei Jahren mit Stillschweigen hinweg. In dieser Zeit hatte sich vieles geändert.

So bald der Graf Friedrich von Zollern durch die Verrätherei des von Tritschler gefangen worden war, fühlte die Gräfin von Württemberg ihre Rache gekühlt. Wohl ward ihr Zorn durch das Hängen des von Tritschler erregt, sie setzte sogar eine hohe Belohnung auf das Haupt dessen, der diese That anbefohlen, und versprach Jedem, der ihr denselben überliefere, die Gewährung einer Bitte, sie möge auch bestehen, worin sie wolle, allein wo hat man je gehört, daß ein Verräther in hohen Ehren stand? Selbst von denen, welchen er durch seine Schändlichkeit genützt, wird er verachtet, und so begnügte sich die Gräfin bald mit ihrer Bekanntmachung. War ja doch Graf Friedrich gefangen und schmachtete in einem tiefen Kerker! — Die Gräfin zog daher ihre Truppen von Burg Zollern zurück und überließ es den Reichsstädtern, die Feste zu erobern. Dieses schien jetzt nicht mehr schwer zu seyn, denn die Besatzung war nur gering, und konnte bald die äußern Vertheidigungswerke nicht mehr behaupten, da ihrer zu wenig waren, um die neunfache Mauer zu beschützen. Die

Hauptsache aber war die Entdeckung des unterirdischen Gangs. Mit dessen Hülfe drangen die Belagerer bis in das Innerste des Berges vor, und das einzige Hinderniß, das ihnen im Wege stand, schien nun eine eiserne Thüre, durch die sie in die Gewölbe unter der Burg gelangen konnten; dennoch gieng es mit der Einnahme nicht so leicht, als sich die Spießbürger vorgestellt hatten. Die Belagerer, angefeuert durch den bald genesenen Stauffeneck, gewannen nach wenigen Tagen ihren alten Muth wieder. Waren ihrer auch Wenige, so langten die Mundvorräthe um so besser! Ueberdieß ward der ganze Hof mit Getreide angepflanzt und so konnten sie immerhin hoffen, auch bei jahrelanger Belagerung nicht ausgehungert zu werden. Vor der eisernen Thüre, welche den Brecheisen der Belagerer bald nicht mehr widerstanden wäre, ward eine starke dicke Mauer aufgeführt, die wohl nicht so leicht durchbrochen werden konnte, die ganze Umgebung der Burg aber den Belagerern überlassen, und diese säumten auch nicht, alsbald sich in den Besitz der Ringmauern zu setzen. Doch die Burg selbst mit ihren hohen festen Zinnen, mit ihrem tiefen Graben und mit der steilen dicken Mauer widerstand allen Angriffen. Nur Eines war es, was den Belagerten gefährlich werden konnte, die Untergrabung der Feste. Durch den unterirdischen Gang geleitet, hatten die Reichsstädter angefangen, rings um die Burg feste Gänge anzulegen. Tag und Nacht hörten der von Stauffeneck und seine wenigen Genossen unter sich hämmern und graben, und doch konnten sie es nicht verhindern, da ein anderer Trupp der Belagerer sie stets zur Gegenwart auf der Mauer nöthigte, damit die Städter nicht ihre Burg im Sturm nähmen. Selten ward eine Feste mit mehr Ausdauer belagert und mit mehr Hartnäckigkeit vertheidigt. Wären jene Gänge

nicht gewesen, noch stünde vielleicht die alte Burg in ihrer Herrlichkeit. So aber wurden nach und nach die Grundfesten untergraben, und nach Verfluß von zwei Jahren ruhte das große Schloß nur noch auf einem hohlen Grabe, in das es bald versinken mußte; denn bereits waren die Vormauern zum Theile eingestürzt. Die Belagerten mußten daher alle Tage gewärtig seyn, die Burg in sich selbst zusammenstürzen zu sehen.

Dem von Stauffeneck war die Gefährlichkeit seiner Lage nicht unbekannt. Er wußte wohl, daß er sich keinen Monat, keine Woche mehr halten könnte, wollte er nicht unter den Trümmern Zollern's begraben werden; aber immer hoffte er, der Graf von Zollern möchte vielleicht, wenn nicht in Freiheit, doch noch am Leben und im Stande seyn, seine Freiheit wieder zu erlangen und seine Freunde zu entsetzen. Bis er darüber Gewißheit hätte, wollte er die Burg nicht verlassen. Ein junger Bursche hatte sich entschlossen, das Wagstück zu unternehmen und Kundschaft einzuziehen. Da wo der Felsen, auf dem die Burg stand, am steilsten war und viele hundert Klafter tief senkrecht sich erhob, ward der kecke Mann hinabgelassen und in der Dunkelheit der Nacht entkam er glücklich. Auf demselben Wege kehrte er nach wenigen Tagen wieder, und wiederum gelang es den Belagerten, ihn am langen Seile heraufzuwinden. Aber seine Erzählung war nicht freudigen Inhalts, und doch lauschten ihm Alle begierig, denn seit zwei langen Jahren hatten sie gar nichts von der Außenwelt erfahren.

„Ich war in Stuttgart,“ erzählte der Bursche, „und erfrug das Haus des Ritters von Wöllwarth, wie mir anbefohlen. Den Ritter selbst sah ich nicht, aber von der Dienerschaft ward ich gut aufgenommen und mein Antrag, in Dienste des Ritters zu treten, nicht abgewiesen. Da

ich erklärte, früher bei dem Grafen von Zollern gestanden zu seyn, kam das Gespräch bald auf diesen. Aber ich erfuhr nichts Tröstliches. Wohl ist der edle Herr vielleicht noch am Leben, aber in einem undurchdringlichen Gefängnisse zu Mömpelgard über dem Rhein. Die Dienerschaft des von Wöllwarth sprach nur leise von der Sache, denn laut durfte Niemand den Namen des Grafen nennen, wenn ihn nicht der Zorn der Gräfin von Württemberg treffen solle. Der Herr von Wöllwarth selbst, so hoch angesehen er auch bei der Gräfin sey, wäre doch fast selbst in Ungnade gefallen, da er für den Grafen von Zollern einst ein ritterlich Gefängniß begehrte. So ist der Graf vielleicht schon in seinem tiefen Loche, wohin sie ihn geworfen, verkommen, oder der Hülfe noch bedürftiger, als wir selbst." Hier endete der junge Söldner seine Erzählung, und die Wirkung derselben war deutlich auf den niedergeschlagenen Gesichtern der Besatzung zu lesen. Der von Stauffeneck ließ den Kopf nicht sinken.

„Muth gefaßt, meine Freunde!" sagte er, „kann uns der Graf nicht helfen, so müssen wir ihm helfen. Hier können wir keine vierundzwanzig Stunden mehr weilen, wollen wir nicht von den Steinen, die wir vertheidigen, todt geschlagen werden. Das Schloß hat bereits aller Orten Sprünge und alle Augenblicke droht sein Einfall. So müssen wir an etwas Anderes denken. In einer Stunde versammelt Euch im großen Banketsaale."

Der von Stauffeneck zog sich nun auf sein Gemach zurück, den jungen Mann, der so eben von seiner Kundschaft zurückgekehrt war, mit sich nehmend. Er hatte ihn über noch einen Auftrag auszufragen, der nicht für Aller Ohren paßte. Er frug nach Adalbertha; doch war die frühere Nachricht für die Knechte und Söldner traurig gewesen,

so war die jetzige für den jungen Ritter fast schmerzlich zu nennen.

„Ich konnte sie nicht sehen," sagte der Kundschafter, „aber erzählen hörte ich wohl von ihr, und man sprach von nichts Anderm, als daß sie sich bald mit dem jungen Ritter von Geroldseck vermählen werde."

Der von Stauffeneck bedeckte sein Gesicht mit beiden Händen. Ob er geweint? Ich weiß es nicht; aber lange blieb er ohne Regung in dieser Stellung; doch als er sich endlich erhob, da war keine Traurigkeit, kein Schmerz auf seinem Gesichte zu lesen; im Gegentheil leuchtete sein Auge feurig, und sein Mund lächelte wie stolz vor Freude über einen so eben gefaßten Entschluß. Er sprang auf, heftig im Zimmer auf- und niedergehend.

„Ich will ihn retten," sagte er laut zu sich selbst. „Was liegt an meinem Leben? Sie liebt mich nicht mehr; ich will ihr keine Vorwürfe machen, ich war ja so gut wie verschollen; aber was soll ich noch weiter auf dieser Erde thun? Sie haben einen hohen Preis auf den Kopf dessen gesetzt, der den Mörder des Tritschler's verrathe; sie sollen mir den Preis zahlen, und dieser heiße: „Freiheit dem Grafen von Zollern."

Wenige Stunden nachher herrschte auf der Burg eine so freudige Bewegung, als würde hier ein Fest gefeiert. Aus dem Banketsaale ertönte Lärm und Gesang, denn das letzte Faß Wein war aus dem Keller heraufgeschleppt worden, der letzte Vorrath wurde verzehrt. Die Belagerten tranken auf das Wohl ihres gefangenen Grafen, sie tranken auf seine baldige Befreiung, sie tranken auf das Gelingen ihres Planes. Die Belagerer wußten nicht, was sie davon denken sollten, und als ihnen sogar von denen in der Burg Wein und Fleisch über die Mauern hinausgeboten

wurde, damit sie sich auch einen lustigen Tag machten, da zweifelten sie nicht mehr, den Belagerten müßte eine plötzliche und unerwartete Freude geworden seyn. Nur um so eifriger arbeiteten sie an der Vollendung ihrer unterirdischen Werke. Allein als es Abend geworden war, da ward es den Städtern klar, warum die Belagerten also fröhlich gezecht hatten; es war das letzte Mahl gewesen, das sie auf der Burg Zollern eingenommen hatten. Jetzt öffneten sich plötzlich die Thore und angefeuert von Wein, ermuthigt durch den Gedanken, es gelte das Leben, machten die Belagerten einen Ausfall. Wohl sammelten sich in Eile die Städter, aber sie hatten ein solches Wagstück nicht vermuthet; wohl fielen manche der Angreifenden, deren es kaum noch etliche dreißig waren, aber den Meisten gelang es, den von Stauffeneck an der Spitze, sich durchzuschlagen. Die Dunkelheit der Nacht entzog sie den Verfolgungen der Städter, die sich hoch verwunderten, wie es einer so geringen Anzahl möglich gewesen, sich ihrer gesammten Kräfte so lange zu erwehren.

XVI.

Und sein eignes Leben
Bracht er für des Freundes Leben
Gern zum Opfer.

Trauerspiel.

Zu Stuttgart saß die Gräfin Henriette von Württemberg und Mömpelgard in ihrem Staatszimmer. Sie war von ihren ersten Hofdienern und Räthen umgeben, denn ein fremder Ritter hatte sie um öffentliche Audienz gebeten. Der

Ritter, der bisher seinen Namen verschwiegen, ward eingeführt und ein Laut des Erstaunens entfuhr der Versammlung, als der von Stauffeneck erkannt ward.

Der Ritter näherte sich dem Thronsessel der Gräfin, beugte ein Knie zum Zeichen seiner Ergebung und wartete der Anrede der Gräfin.

„Ihr seyd es, Herr Ritter?" sagte diese, als sie sich von ihrer Verwunderung erholt hatte. „Stehen denn die Todten wieder auf?"

Die Reihe der Verwunderung war nun an den von Geroldseck gekommen. Er schaute die Gräfin groß an.

„Man sagte uns," fuhr die Gräfin erläuternd fort, „als wir vor bald zwei Jahren von der Feste Zollern abzogen, Ihr seyd im letzten Gefechte, das wir dort lieferten, gefallen. Doch nun Ihr am Leben, wundert mich's nicht mehr, daß sich die alte Burg so lange hält."

„Die Feste ist in diesem Augenblick wohl nicht mehr," erwiederte der von Stauffeneck düster, „die Städter hatten sie rings untergraben, und wir mußten uns durchschlagen, falls wir nicht von den einstürzenden Mauern begraben werden wollten."

„Ihr habt sie lange genug und tapfer vertheidigt," sprach gefällig die Gräfin. „Euer Muth hätte verdient, für eine bessere Sache zu kämpfen, doch glaubt nicht, daß die Gräfin Henriette Euch darob zürne. Wir erinnern uns noch wohl Eures Aufenthaltes an unserm Hofe, und obgleich bisher unser Feind, seyd Ihr dennoch willkommen."

„Euer Gnaden mögen mir vergeben," erwiederte in demselben düstern Tone, wie früher, der junge Ritter; „aber ich bin nicht gekommen, um bei Euch Dienste zu suchen. Ihr nanntet vorhin die Sache, der ich diene, keine gute, und dennoch kenne ich keine bessere. Doch verzeiht

nochmals, ich bin gekommen, Euch an ein gegebenes Wort zu erinnern."

„Sprecht, Herr Ritter," rief jetzt aufgeregt die Gräfin, „nie hat die Beherrscherin von Württemberg ihr Wort gebrochen, und sie dürfte darin manchem Manne zum Muster dienen."

„Es sind jetzt zwei Jahre," fuhr der von Stauffeneck fort, „da verrieth Einer, dessen Namen verflucht sey, den Grafen von Zollern und Oettingen, meinen Freund und Vetter. Zur Strafe seiner Schlechtthat ward er an die Zinnen der Burg aufgehängt. Ihr aber schwurt damals, es solle Jedem, wenn er den, der diese Strafe anbefohlen und ausgeführt, Euch überliefere, eine Bitte gewährt seyn, sie bestehe auch, worin sie wolle. Darauf gabt Ihr Euer fürstlich Wort."

„Gut," sagte die Gräfin ungeduldig; „wir erinnern uns dessen, und werden unser Wort lösen, aber fahrt fort. Denn Ihr seyd noch nicht zu Ende."

„Ich bin es," versetzte der junge Ritter fest; „der, welcher die That begangen, steht vor Euch. Ich selbst ließ den Ritter von Tritschler aufhängen."

Eine augenblickliche Bewegung entstand im Saale. Auch die Gräfin hatte sich erstaunt von ihrem Sitze erhoben. Doch auf ihren Wink war's wieder still, wie zuvor.

„Ihr gebt Euch selbst an," sagte sie; „wißt Ihr auch, welche Strafe wir dem Henker des von Tritschler's zugedacht haben?"

„Ich weiß es," antwortete ruhig der von Stauffeneck. „Ihr schwurt, ihn gleich dem von Tritschler aufhängen zu lassen."

Abermals entstand eine Bewegung, aber ein Wink der Gräfin beschwichtigte wiederum die erregten Gemüther.

„Und was kann Euch bewegen," fragte sie erstaunt, „Euch selbst einem schmählichen Tode zu überliefern?"

„Ihr seyd mir die Gewährung einer Bitte schuldig geworden," erwiederte der von Stauffeneck, indem sich seine bleichen Wangen färbten, „ich bitte um das Leben, um die Freiheit des Grafen Friedrich von Zollern. Mit mir mögt Ihr beginnen, was Euch gelüstet."

Jetzt ließen sich die Ritter umher nicht mehr geschweigen. Ein Ruf der Bewunderung ertönte, und rasch eilte der von Geroldseck vor, dem von Stauffeneck die Hand schüttelnd. Auch der alte Wöllwarth näherte sich ihm freundlich. „Ihr seyd ein seltener Freund," sagte er, „bei Gott, Ihr wäret werth, selig gesprochen zu werden, wenn je eine Tugend Seligkeit verdient."

So freudig war der Zuruf, den jetzt der von Stauffeneck von allen Seiten empfieng, daß die Gräfin selbst lange nicht zu Worte kommen konnte. Doch jetzt gebot sie Ruhe. Sie winkte dem jungen Ritter, näher zu treten.

„Schande über uns," rief sie aus, „wenn wir solche Hochherzigkeit nicht zu würdigen wüßten. Schande über mein ganzes Haus, so ich litte, daß Euch ein Haar gekrümmt würde. Ich löse mein Wort ein, das Euch dem Tode überlieferte. Doch Eure Bitte — sie sey Euch gewährt. Verdiente der Graf auch zehnmal härtere Haft, er verdiente wegen Eurer frei zu seyn, denn nie noch hat ein Herrscher einen solchen Freund gehabt."

Der von Stauffeneck stürzte der Gräfin zu Füßen. Er war nicht fähig, mit Worten seinen Dank auszudrücken.

„Haltet ein, Frau Gräfin," rief jetzt der von Wöllwarth. „Wollt Ihr auch den Grafen von Zollern freigeben, um Euer Wort zu halten; wollt Ihr auch den von

Stauffeneck ohne Strafe ziehen lassen, so mögt Ihr doch Eine Bedingung hinzufügen."

Der von Stauffeneck erhob sich und sah den alten Wöllwarth stolz an. „Eine Bedingung wollt Ihr?" sagte er kalt. „Die Gräfin mag mir Bedingungen nennen, sie mag mich ins Gefängniß werfen lassen, sie hat das Recht dazu; doch Ihr," fuhr er heftig fort, „Ihr solltet nicht von Bedingungen sprechen, Euch geziemte es, eher den guten Willen der Gräfin zu unterstützen, als ihm entgegen zu treten; aber nun Ihr so sprecht, so will ich auch keinen Dank von Euch, ich will nicht Eure Fürbitte, die ich thöricht genug glaubte, erkauft zu haben." Rasch zog er eine goldene Kette aus dem Busen und warf sie dem von Wöllwarth hin. „Als Ihr sie mir gabt," setzte er bitter hinzu, „da führtet Ihr eine ganz andere Sprache." Stolz schritt er der Thüre zu. Doch der alte Ritter kam ihm zuvor. Sanft ergriff er den Erzürnten beim Arme und führte ihn zurück vor die erstaunte Gräfin.

„Edle Frau," sagte der von Wöllwarth gerührt. „Seht hier den wackern Ritter, der einst Euch und mich und noch mehrere Andere, die hier stehen, vor schmählichem Tode errettete. Ich vermuthete längst, daß es der Stauffeneck gewesen sey und der Ritter von Geroldseck bestätigte mich in meiner Meinung. Ihr verspracht damals, in Allem gefällig zu seyn, was er von Euch verlangen würde und ich selbst übergab ihm diese Kette, die er mir jetzt so schnöde zurückerstatten will. Nie waret Ihr und ich einem Manne so zum Danke verpflichtet, als diesem Ritter hier. Aber dennoch bestehe ich auf meiner Bedingung. Ihr wißt," fuhr er nach kurzem Besinnen fort, während die ganze Versammlung der Lösung des Räthsels aufmerksam horchte, „Ihr wißt, daß meine Base Adalbertha schon seit einiger

Zeit gesonnen war, ins Kloster der heiligen Büßerinnen zu treten; Ihr kennt auch den Grund wohl und dem Edlen Ritter von Stauffeneck brauche ich ihn vielleicht nicht zu nennen, da er jetzt weiß, daß man ihn für todt sagte; darum stelle ich die Bedingung, daß der edle Herr sein ritterlich Wort einlöse, das er der Jungfrau von Riedern gegeben und sie als ehelich Gemahl heimführe."

Allgemeiner Jubel entstand, als der alte Wöllwarth geendet hatte. Der von Stauffeneck lag längst in seinen Armen. Doch plötzlich raffte er sich auf, denn er gedachte des von Geroldseck, und was der Knecht von ihm und Adalbertha berichtet hatte. Der von Geroldseck aber kam ihm mit biederem Händeschlag entgegen.

„Ich wünsche Dir Glück, Walther," sagte er freundlich lächelnd. „Ich glaubte einst ihre Liebe erringen zu können, aber von ihr selbst erfuhr ich, daß sie Dich mir vorgezogen, und ein Geroldseck ist nicht der Mann, der am Freunde in der Liebe zum Verräther würde."

Endlich legte sich der Tumult etwas, und die Gräfin entließ die Versammlung. „Ich sehe schon," sagte sie zum Abschied, „daß unser junger Freund nicht Nein sagen wird. Aber er hat sich so um uns verdient gemacht, daß Wir es uns nicht nehmen lassen, die Hochzeit selbst auszurichten. Auf unserem Schlosse zu Nürtingen soll sie gefeiert werden, denn dort hat, wenn ich mich anders recht erinnere, die Liebschaft ihren Anfang genommen."

„Kommt," sagte der von Wöllwarth zu dem glücklichen von Stauffeneck. „Wir müssen eilen, sonst erfährt mein Bäschen schon vorher, was vorgegangen ist, und ich möchte doch ihre freundlichen Augen zuerst erglänzen sehen, wenn sie Euch erblickt."

XVII.

Er tritt hervor an's Himmelslicht
Und hebt sein bleiches Angesicht,
Und reckt empor zum Schwur die Hand:
„Fort, fort in das gelobte Land!"
G. Schwab.

Es war ungefähr vierzehn Tage später, da zog auf der Straße, die vom südöstlichen Frankreich nach Italien führt, ein Trupp Reiter hin. Zwei ritten voraus, wie es schien die Anführer oder Gebieter; die Andern mochten wohl Knechte seyn, denn sie führten in ihrer Mitte mehrere Saumrosse, die schwer bepackt waren, und auf eine weite Reise, nicht auf einen bloßen Spazierritt, hinzielten.

Der eine der Vordern war ein jugendlicher Mann in frischer Lebenskraft. Sein Gesicht blühte, seine Augen leuchteten, und nur ungern schien er seinem muthigen Pferde die Zügel nicht schießen zu lassen, doch wenn er den Blick auf seinen Begleiter warf, so umdüsterte sich sein Auge, und sein Antlitz war dann so ernst und trübe, daß man den lebensfrohen Jüngling von vorher kaum mehr erkannt hätte. Der neben ihm ritt, war offenbar weit älter. Wer ihn nur oberflächlich ansah, hätte ihn leicht für einen Greis gehalten, denn sein Haar war eisgrau und in den tiefliegenden Augen war alles Feuer erloschen. Allein wenn man die eingegrabenen Züge näher betrachtete, so schien es eher, als ob tiefer Kummer und große Noth einen kräftigen Mann plötzlich in einen hinfälligen Alten verwandelt hätten. Besonders deutlich war dies, wenn er die großen Augen aufschlug, wie um sich an der großen freien Natur festzusaugen, denn dann färbte auf einen Augenblick eine sanfte Röthe die blassen Wangeu und verlieh ihnen wieder

den Reiz vergangener Jugendlichkeit, und der gebückte Körper richtete sich in solchen Momenten gerade und stolz auf, so daß man deutlich sah, hier in dieser Hülle müsse einmal eine hohe Kraft gewohnt haben.

Die Reisenden waren jetzt auf einem Punkte angekommen, wo die Straßen gegen die Alpen und den Rhein hin sich schieden; hier schien auch der Punkt zu seyn, wo die Reisenden scheiden wollten.

„Das ist der Ort,“ sagte der Aeltere, indem er sich anschickte, vom Rosse zu steigen. Der Jüngere war schon herabgesprungen und dem Begleiter, der fast zu schwach schien, ohne Hülfe abzusteigen, behülflich. Der Aeltere lächelte schmerzlich.

„Wie doch die Menschen so hinfällig sind!“ fuhr er mit einem bitteren Blicke fort. „Noch sind es kaum mehr als zwei Jahre, da stand ich in der Fülle meiner Kraft, und jetzt? — Doch ich will nicht davon sprechen; ich will die Erinnerung aus meinem Kopfe zu verdrängen suchen, und auch mein Herz soll schweigen, — bis es gebrochen ist,“ setzte er leise hinzu.

Die Diener breiteten Teppiche aus, und unter dem Schatten einer Eiche nahmen die Reisenden ein einfach Mahl ein. Nur wenige Worte wurden gewechselt; das Herz schien den Beiden zu voll zu seyn. In großen Zügen schlürfte der Aeltere den Wein; es war, als ob schon seit lange der Saft der Reben ihm fremd geblieben wäre, und die freie Luft mochte ihm so wohl thun, wie einem Gefangenen, dem nach vielen Jahren die Sonne wieder zu schauen vergönnt ist. Jetzt war das Mahl geendet. Die Rosse wurden herbeigeführt.

„Grüße Adalbertha, Dein künftig Weib,“ sagte der Aeltere, dem Jüngern die Hand zum letzten Drucke reichend.

„Kehre ich heim vom heiligen Grabe, so sehen wir uns wieder. Dann wollen wir zusammen die Burg meiner Väter neu aufbauen.“

Thränen standen dem Jüngern in den Augen; er vermochte kein Wort zu sprechen. Jetzt bestiegen sie die Rosse. Noch ein Gruß und Jeder ritt seinen Weg weiter, der Aeltere dem Lande Italien, der Jüngere dem Rhein und Schwaben zu. Langsam ritten Beide, und so lange sie sich sehen konnten, wandten sie sich oft nach einander um, sich nochmals zuwinkend.

Es war der Ritter von Stauffeneck, der dem Grafen Friedrich von Zollern und Oettingen das Geleite gegeben hatte. Wohl hatte die Gräfin von Württemberg wahr gesagt, als sie gedroht, sie wolle den Grafen und sein ganzes Haus verschlingen, denn alle seine Habe war ihr, und ihn selbst hatten die wenigen Jahre im feuchten dunklen Keller, dem tiefsten, den die Verließe zu Mömpelgard aufzuweisen hatten, zum Greise umgewandelt. Die Kraft des Helden war für immer gebrochen. Er hatte im Kerker gelobt, wenn er frei würde, eine Reise ans heilige Grab anzutreten, und als ihm der von Stauffeneck das Ende seiner Haft verkündigte, da blieb er seinem Schwure getreu. Aber er sollte das Grab nicht sehen. Kaum zwei Monate hernach erlag er auf der Fahrt der Krankheit, die seinen Körper verzehrte, es war die Krankheit des gebrochenen Herzens, gegen die keine Hülfe auf Erden zu finden ist.

Den von Stauffeneck führte sein Weg an dem Hohenzollern vorbei, aber die Feste stand nicht mehr. Die Mauern und Zinnen waren eingestürzt, und so weit gieng der Haß der Städter, daß sie auch keinen Stein auf dem andern ließen. Die hohe, herrliche Burg war für immer verschwunden, und nur erst nach langen Jahren ward es den

Vettern des Grafen Friedrich vergönnt, an ihrer Stelle ein neues Schloß zu erbauen, das aber nie den Glanz des frühern erreichte.

Aber auch die Gräfin von Württemberg sollte das Glück nicht lange genießen, ihren ärgsten Feind gedemüthigt zu haben. Wenige Jahre nachher erhoben sich die Edlen Württembergs, der Weiberherrschaft und ihrer Launen müde, und die beiden Söhne der Gräfin, obwohl noch im zarten Alter, ergriffen die Zügel der Regierung. Die Gräfin wurde auf ihren Wittwensitz in Nürtingen verbannt. Ja, als sie nicht nachließ, unter den Brüdern Zwietracht zu säen, da nahmen diese sie gefangen und hielten sie auch ihr Leben lang als eine Gefangene. Doch lange, bevor dieß geschah, war der Ritter von Stauffeneck Adalbertha's von Riedern glücklicher Gatte. Die Gräfin hatte Wort gehalten und die Hochzeit, die sie ihm anrichtete, war eine der glänzendsten, die je gefeiert wurde.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Griesinger, Theodor,

Carl Theodor Griesinger's sämmtliche belletristische Schriften

Bd.: 6

Stuttgart 1844

P.o.germ. 520 ph-6
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10109676-7